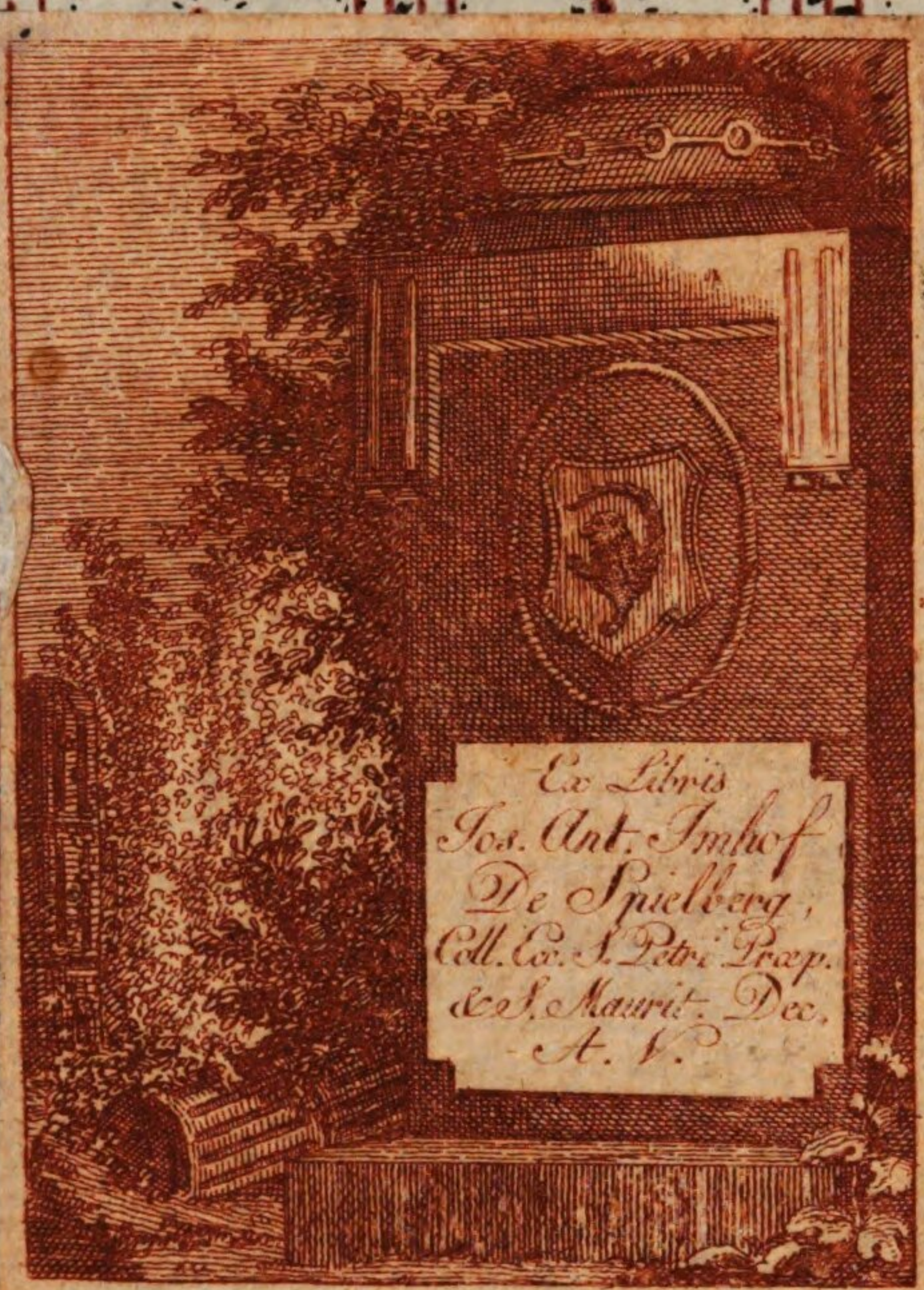




*Ex Libris
Jos. Ant. Imhof
De Spielberg,
Coll. Eccl. S. Petri Præp.
& S. Mauriti. Dec.
A. V.*



LD 5886

71

SAMMLUNG

DER

VORZÜGLICHSTEN WERKE

DEUTSCHER

DICHTER UND PROSAISTEN.

LXXI. BAND.

SAMMUNG

DE

GEZUGENEN WERKE

DEUTSCHER

DICHTER UND PROSAISTEN.

IX. BAND.



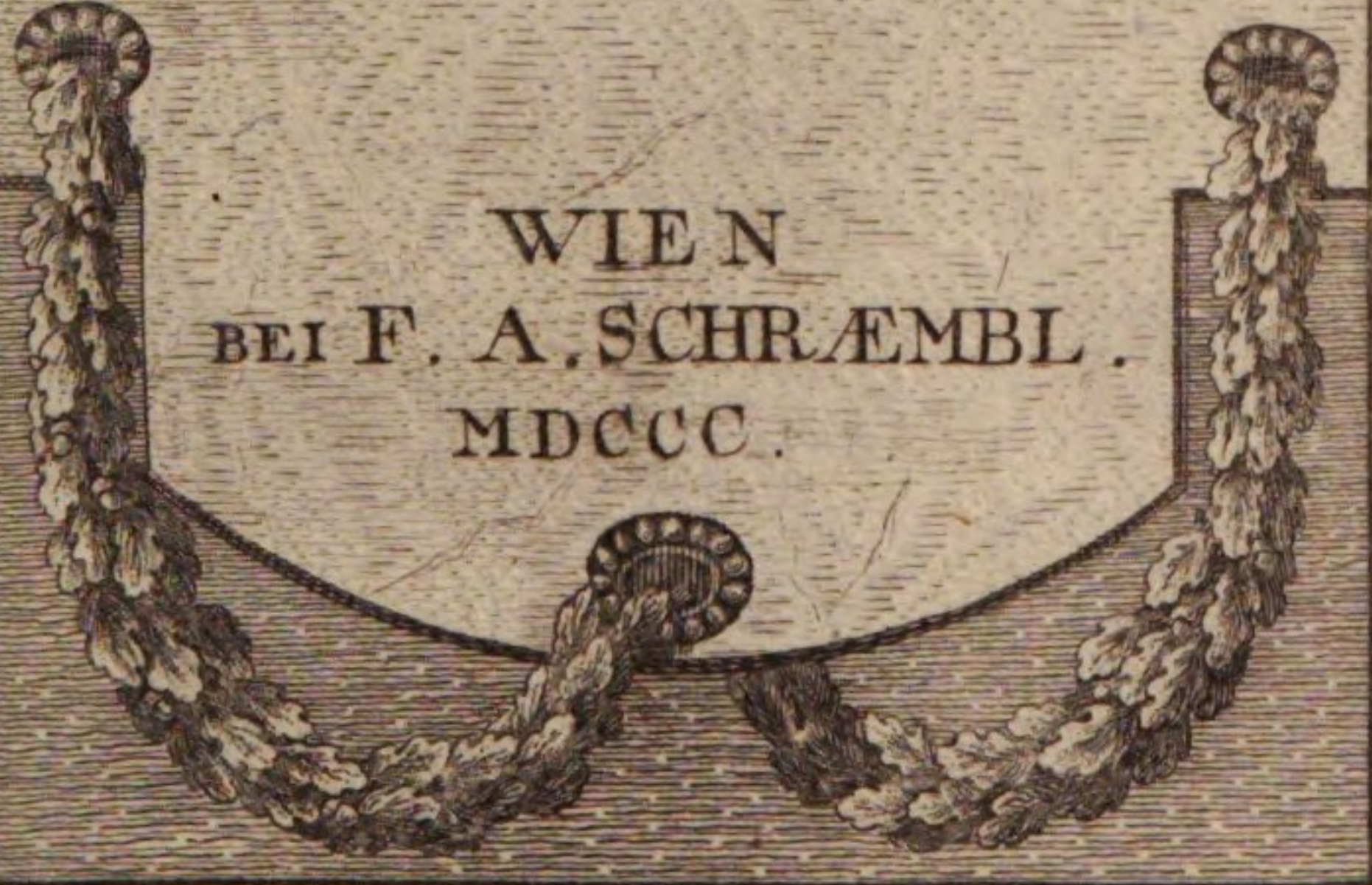
Ramborg del.

Blaschke sc.

CHÆREA

WIELANDS
WERKE

XXIII. Theil.



WIEN
BEI F. A. SCHRÆMBL.
MDCCC.

SÄMMTLICHE WERKE

VON

C. M. WIELAND.

XXIV. BAND.



WIEN.

GEDRUCKT UND VERLEGT
BEY F. A. SCHRÄMBL.
1800.

SÄMMTLICHE WERKE

VON

C. M. WIELEND.

XXIV. BAND.



WIEN.

GEGRÜNDET UND VERWALTET

REY F. A. SCHNABEL

1800.

INHALT

DES XXIV. BANDES.

NACHLASS DES DIOGENES VON
SINOPE.

Erste Abtheilung.

THE

OF THE

OF THE

OF THE

VORBERICHT

DES HERAUSGEBERS.

Geschrieben im Jahre 1769.

Ich hatte vor einigen Jahren Gelegenheit, in einer gewissen Abtey B***** Ordens in S** Bekanntschaft zu machen, welche, Dank sey dem Genius des zwölften und dreyzehnten Jahrhunderts, der sie dotiert, und dem ökonomischen Geiste, der sie bisher verwaltet hat, reich genug ist, siebzig bis achtzig wohl genährte Erdensöhne in einem durch verjährte Vorurtheile ehrwürdig gemachten Müßiggang, und in tiefer Sorglosigkeit über alles, was

aufserhalb ihrer Gerichte und Gebiete vorgeht, zu unterhalten ¹⁾).

Vermöge einer wohl hergebrachten Gewohnheit hat das Kloster einen Bücherschatz, welcher sich mehr durch Weitläufigkeit als gute Einrichtung empfiehlt. Von neuen Büchern werden höchstens nur eine gewisse Art von Kanonisten, Asceten und Ordensgeschichtschreibern angeschafft. Von allen andern, besonders von den Werken des Genies, ist die Rede nicht. Diesen letztern wird der Zutritt gar nicht gestattet: und wofern sich eines derselben durch irgend einen unglücklichen

1) Zur Steuer der Wahrheit können wir nicht verhalten, daß seit den 25 Jahren, da alles hier gesagte historische Wahrheit war, auch in dem Reichsstifte, wovon die Rede ist, (so wie in S. überhaupt) die Gestalt der Sachen sich so mächtig geändert hat, daß es dem inquisitivsten Reisenden unmöglich seyn würde, das ehemalige Urbild von dem hier aufgestellten Gemählde ausfindig zu machen.

Zufall in so heterogene Gesellschaft verirren sollte; so hat der Pater Bibliothekar nichts angelegners, als es sogleich in einen besondern Schrank, der allen seines gleichen zum Gefängniß bestimmt ist, einzuschließen, und zu mehrerer Sicherheit in Ketten schmieden zu lassen. Zum Gebrauch, den diese würdigen Männer von ihrer Bibliothek machen, haben sie auch in der That keine guten Bücher, und, wenn wir die Wahrheit sagen sollen, überhaupt keine Bücher vonnöthen; welches denn vermuthlich der Grund ist, warum die Vermehrung derselben in ihren Augen unter die überflüssigen Ausgaben gehört, welche ein Abt, der den Ruhm eines guten Haushalters hinterlassen will, dem Kloster ersparen muß. In der That vermuthe ich, daß bloß eine Art von Gefälligkeit gegen die Motten, welche man in ihrem unfürdenklichen Besitze zu stören Bedenken trägt, oder vielleicht die Furcht, daß sie sich, wenn sie daraus vertrieben wür-

den, ihres Schadens auf eine unsern guten Mönchen weniger gleichgültige Art erheben möchten, der Beweggrund ist, warum man die so genannte Bibliothek immer ungefähr in demjenigen Stande, worin man sie gefunden hat, den Nachkommen zu hinterlassen sucht.

Dem sey wie ihm wolle, das unbegreifliche Schicksal wollte, daß ich in dieser nehmlichen Bibliothek etwas fand, was ich am wenigsten da gesucht hätte, und was in der That so außerordentlich scheint, daß ich besorge, meine ganze Erzählung dadurch verdächtig zu machen, — einen vernünftigen und wissensbegierigen Bibliothekar. Um die Sache einiger Maffen begreiflich zu machen, muß ich sagen, daß er dem Ansehn nach kaum dreyßig Jahre haben mochte. Meine Freude über diesen Fund war, wie billig, außerordentlich; wir wurden in wenigen Minuten gute Freunde, und ich fand, daß der wackere Pater das Recht, seine Gefangenen so oft er

wollte von ihren Ketten los zu schliessen und sich mit ihnen in seinen Nebenstunden zu unterhalten, ziemlich wohl zu benutzen wufste. Er war noch nicht was man eigentlich einen aufgehellten Kopf nennen kann; aber es fing doch wirklich an in seinem Kopfe Tag zu werden, und ich machte mir gute Hoffnung, bey einem zweyten Besuch im Kloster einen beträchtlichen Theil desselben schon beleuchtet zu finden. Aber ich fand mich in meiner Erwartung sehr betrogen. Seine Obern, was sie auch sonst seyn mochten, waren doch nicht so dumm, daß sie nicht etwas von demjenigen wahrgenommen haben sollten, was diesen Mann in meinen profanen Augen schätzbar machte. Man erschrak darüber. Seit sieben oder acht Jahrhunderten hatte sich der Fall nicht ein einziges Mahl begeben, daß ein Mönch dieses Klosters hätte klüger seyn wollen als seine Mitbrüder. Was für Folgen konnte eine solche Neuerung haben! Man über-

sah sie beym ersten Blick, man erschrak davor, und glaubte nicht schnell genug eilen zu können, einem so grossen Übel vorzubeugen. Mit Einem Worte, der ehrliche ** wurde plötzlich zu einem andern Amte befördert, und der Pater Küchenmeister wurde — Bibliothekar.

Man hätte keine glücklichere Wahl treffen können; er war die beste, dümmste, und mit sich selbst und ihrer Dummheit vergnügteste Seele von der Welt. Ausser seinem Brevier und Marx Rumpels Kochbuche hatte er in seinem Leben nichts gelesen; auch konnt' er nicht begreifen, wie es Leute geben könne, die sich mit dem unnützen Bücherlesen die Augen verderben mögen. Weil man doch von allem gern eine Ursache angiebt, so half er sich damit, daß er behauptete, die Wissensbegierde und die daher rührende Liebe zum Bücherlesen sey weder mehr noch weniger als einer von den subtilen Fallstricken, wodurch der leidige Satan die

Seelen in seine Gewalt zu ziehen suche. Unwissenheit war, seiner Meinung nach, der wahre Stand jener seligen Einfalt und Armuth an Geiste, welchen die herrlichste Belohnung in jener Welt versprochen ist; und er pflegte zu sagen, daß ein Kamel leichter durch ein Nadelöhr, als ein Gelehrter in das Himmelreich eingehen könnte. Kurz, man hätte vielleicht die Hälfte von Europa durchsuchen können, ohne noch einen Bibliothekar, wie dieser war, anzutreffen.

Meine angeborne Neigung zu allen Leuten, die in ihrer Art ungemein sind, machte, daß ich gar bald mit dem neuen Bibliothekar eben so gut bekannt war als mit seinem Vorfahrer. Ich schmähelte auf den Febronius, und lobte das alberne Buch des Herrn von ***; mehr brauchte es nicht, mich bey ihm in die beste Meinung von der Welt zu setzen. Ich hatte aber, die Wahrheit zu sagen, noch eine andere Absicht, ohne welche ich vielleicht

so gefällig nicht gewesen wäre. Es standen ein paar Schränke voll Handschriften in der Bibliothek, unter denen, der Sage nach, einige rare Stücke seyn sollten. Ich konnte mir vorstellen, was ich ungefähr zu erwarten haben möchte; allein ich wollte doch sehen. Ich machte den P. Bibliothekar, der in der That ein gutherziges Geschöpf war, so gefällig, daß er mir seine Schränke aufschloß. Ich fand was ich mir eingebildet hatte, schön geschriebene Gebetbücher, Legenden, magre Kroniken von Erschaffung der Welt an, *Quaestiones metaphysicales de principio individuationis, de formalitatibus, etc. Commentarios in libros sententiarum, in parva Naturalia Aristotelis, Abbreviationes Decretorum*, und hundert andre dergleichen Leckerbissen, welche mich nicht sehr lüstertern machten, mehr als die Titel davon zu entziffern. Ich war im Begriff alles weitere Suchen aufzugeben, als mich das moderige Aussehen eines dünnen Kodex in

Quartformat, oder vielmehr der nehmliche Instinkt, welchen Sokrates seinen Genius zu nennen pflegte, auf eine bey nahe bloß maschinenmäßige Art antrieb, ihn hervor zu ziehen, um zu sehen was es seyn möchte. Das Buch hatte weder Anfang noch Ende; aber der Name Diogenes, und einige andre die ich nicht darin gesucht hätte, machten mich, ungeachtet des schlechten Lateins, aufmerksam. Ich überlas eines oder zwey von den kleinsten Kapiteln, und war nun vollkommen überzeugt, daß ich vermuthlich auf die beste unter allen diesen Handschriften gestoßen sey.

Da ich mir Gewalt genug anthat, um dem ohnehin wenig auf mich Acht gebenden Kerkermeister dieses litterarischen Gefängnisses nicht merken zu lassen, wie wichtig mir dieser Fund war, so kostete mir es wenig Mühe, die Erlaubniß von ihm zu erhalten, es auf etliche Tage zum Durchlesen mitzunehmen. Und nun weiß

der geneigte Leser so gut als ich selbst, wie ich zu der alten Handschrift gekommen bin, davon ich ihm hiermit eine Art von Übersetzung vorlege.

Ich nenne sie eine alte Handschrift, ungefähr aus eben dem Grunde, womit der Antiquar, dessen Lady Worthley in ihrem dreyzehnten Briefe gedenkt, ihren Einwurf gegen das Alterthum der Münzen in dem damahligen kaiserlichen Kabinet ablehnte: Sie sind alt genug, sagte er; denn so viel ich weiß, sind sie diese vierzig Jahre her immer da gewesen. So viel getraue ich mir zu behaupten, daß sie wenigstens nicht viel jünger ist als einige Übersetzungen von Aristotelischen Büchern aus dem Arabischen. Denn so viel ich aus dem noch übrigen Bruchstücke der Vorrede ansehen konnte, giebt der Verfasser vor, dieses Werkchen aus einer Arabischen Handschrift, die er in der Bibliothek zu Fetz gefunden und abgeschrieben.

ben habe, in so gutes Latein, als man damahls zu Salamanka zu lernen pflegte, gedolmetschet zu haben.

Da ich fand, daß ein beträchtlicher Theil dieser Handschrift aus Gesprächen des Diogenes mit sich selbst und mit andern bestehe, so erinnerte ich mich aus dem Diogenes Laertius, daß Diogenes von Sinope, genannt der Hund, unter andern auch Dialogen geschrieben haben sollte. Und nun brauchte ich nichts weiter als von den Regeln der Verwandlung des Möglichen ins Wirkliche einen kleinen Gebrauch zu machen, um mir einzubilden, daß diese Dialogen ohne Zweifel unter den Griechischen Handschriften gewesen seyen, welche der berühmte Kalif Al-Mamon zu Bagdad mit großen Kosten zusammen suchen und ins Arabische übersetzen liefs; daß ein Exemplar dieser Arabischen Übersetzung in der Folge in die prächtige Bibliothek gekommen sey, welche unter der Regie-

rung des Maurischen Sultans Al-Man-sur errichtet worden seyn soll; und daß dieses Exemplar vielleicht das nehmliche gewesen, aus welchem mein Ungenannter seine Übersetzung verfertigt habe.

Wenn ich ein Liebhaber von Dissertationen über Dinge, die man nicht wissen kann, wäre, sollt' es mir eben nicht schwer fallen, mir selbst eine Menge Einwürfe gegen diese Hypothese zu machen. Der beträchtlichste würde indessen doch immer derjenige seyn, der von dem Charakter, welchen Diogenes in diesen Dialogen und übrigen Aufsätzen behauptet, hergenommen werden kann.

Es ist nemlich der gewöhnliche Begriff, den man sich, den Nachrichten des Diogenes Laertius und dem Athenäus zu Folge, von unserm Diogenes von Sinope zu machen pflegt, von demjenigen, den wir aus diesem Werke von ihm bekommen, nicht weniger verschieden, als die Komödie von dem Possenspiel, der

ironische Sokrates von dem zügellosen Aristofanes, der Harlekin des Marivaux von dem Hanswurst des alten Wiener Theaters, und ein launiger, aber feiner und wohl gesitteter Spötter der menschlichen Thorheiten von einem schmutzigen und ungeschliffenen Misanthropen unterschieden ist.

Wenn dem unkritischen Kompilator der Lebensbeschreibungen der Philosophen, und dem waschhaften Grammatiker, der in seinem Gelehrten-Gastmahle den alten Weisen so viele ungereimte Geschichten anheftet, zu glauben wäre, so müßte Diogenes der Cyniker der verachtenswürdigste, tollste, unfläthigste und unerträglichste Kerl gewesen seyn, der jemahls die menschliche Gestalt verunziert hätte; und es wäre solchen Falls nichts unbegreiflicher, als wie eben dieser hündische Mensch so vernünftige Dinge, als die Alten von ihm melden, hätte sagen und thun können, und woher die Hoch-

achtung gekommen seyn sollte, welche selbst die Weisesten unter ihnen für ihn geheget haben.

Aber zum Glücke für sein Andenken verdienen die vorbemeldeten Schriftsteller, welche uns ein so häßliches Bild von diesem Schüler und Nachfolger des Sokratischen Antisthenes machen, nicht Glauben genug, um die Gründe zu entkräften, womit die bessere Meinung unterstützt ist, welche einige neuere Gelehrte von ihm gefaßt haben. Wer diese Sache umständlich erörtert lesen will, kann seine Wissensbegierde in demjenigen, was Heumann und Brucker hierüber geschrieben haben, befriedigen. Uns genüget hier dem schwachen Ansehen jener beiden alten Griechen (deren anderweitiger Werth uns sonst ganz wohl bekannt ist) das ungleich größere Gewicht zweyer weiser Männer des Griechischen Alterthums entgegen zu setzen, welche uns einen ganz andern Begriff von unserm Diogenes geben.

Der eine ist Arrian, ein Mann, den seine persönlichen Verdienste unter dem Kaiser Hadrian zur Statthalterschaft von Kappadocien beförderten, und der, was noch mehr als dieß ist, ein Schüler und Freund des weisen Epiktet, und in der That der Xenophon dieses zweyten Sokrates war. Ich schreibe nicht gern ab: Leser, welche die Quellen selbst besuchen können, mögen das zwey und zwanzigste und vier und zwanzigste Kapitel des dritten Buches seines Epiktet nachlesen, um zu sehen, was für ein großes und sogar lebenswürdiges Bild er von unserm Philosophen macht. Sie werden finden, daß er in dem ersten der angezogenen Kapitel—worin er von dem ächten Cynismus handelt, und denselben gegen die Vorwürfe, welche von den Sitten einiger After-Cyniker hergenommen zu werden pflegen, ausführlich rechtfertiget—an verschiedenen Stellen deutlich zu erkennen giebt, daß Diogenes ein solcher Mann

gewesen sey, wie er den wahren Cyniker schildert;—und daß er in andern, wo er sich über den eigenen Karakter des Diogenes umständlicher ausbreitet, ihm eben diese Liebe zur Unabhängigkeit, eben diese Freymüthigkeit und Stärke der Seele, eben diese Güte des Herzens, eben diese Gesinnungen eines Menschenfreundes und Weltbürgers zuschreibt²⁾, durch welche er sich in seinem gegenwärtigen Nachlaß, bey aller seiner Singularität und Launenhaftigkeit, unsrer Zuneigung bemächtigt. Und gesetzt auch, wie wir gern gestehen, daß ihn Arrian nur von der schönen Seite gemahlt hätte: so bleibt doch immer so viel gewiß, daß er in dem wirklichen historischen Karakter

2) *Αγε, Διογενης δ' οὐκ ἐφιλει οὐδενά; ὅς οὕτως ἡμερος ἦν καὶ φιλανθρωπος, etc. — δια τοῦτο πασα γηπατρὶς ἦν ἐκείνῳ μόνῳ, ἐξαιρετῶς δ' οὐδενία, etc. Arrian. L. III, c. 24. p. m. 382.*

des Diogenes den Grund dazu gefunden haben mußte; denn man wählt keinen *Thersites* zum Urbilde, wenn man einen schönen Mann mahlen will.

Die zweyte Autorität, welche ich den Verleumdern unsers Weisen entgegen stelle, ist der Philosoph *Demonax*, dessen Charakter uns *Lucian* (ein sehr glaubwürdiger Mann wenn er Gutes von jemand sagt, denn das begegnet ihm selten genug) in einer eignen Abhandlung mit Xenofontischen Geist und Plutarchischer Naivität geschildert hat. Wenn dieser weise Mann gleich kein Sektenstifter noch ein großer Verehrer metafysischer Spekulationen war, so wird doch niemand, der gelesen hat was uns *Lucian* von ihm erzählt, in Abrede seyn, daß er das günstige Urtheil verdiene, das dieser scharfe und mißtrauische Beurtheiler des moralischen Werths der menschlichen Dinge von ihm fällt. Ist aber das Ansehen dieses *Demonax* festgesetzt, so muß auch sein Urtheil von

Diogenes Gewicht genug haben, alle die elenden Märchen und Gassenanekdoten zu überwiegen, auf welche die abschätzigste Meinung, die man gemeiniglich von ihm hegt, gegründet ist. Lucian führet etliche Züge an, welche die ungemeine Hochachtung des Demonax für den Diogenes beweisen. Wir begnügen uns zwey davon abzuschreiben. Die Rede war einst von den alten Philosophen, und welcher unter ihnen am meisten Hochachtung verdiente. Ich meines Orts, sagte Demonax, ich verehere den Sokrates, bewundere den Diogenes, und liebe den Aristippus. Und da man ihm zu Olympia eine Bildsäule aufrichten lassen wollte, lehnte er diese Ehre aus dem Grunde ab: „Damit es ihren Vorfahren nicht zur Schande gereiche, weder dem Sokrates noch dem Diogenes Bildsäulen gesetzt zu haben.“

Wenn gegen solche Zeugnisse noch immer der Einwurf übrig bleibt: man könne

doch, ohne die ganze Autorität des Al-
 terthums wider sich zu haben, nicht läug-
 nen, daß Diogenes überhaupt unter sei-
 nen Zeitgenossen in schlechtem An-
 sehen gestanden und vielmehr für einen
 närrischen Sonderling als für einen
 weisen Mann gehalten worden sey;
 so können wir dieses zugeben, ohne daß
 er das geringste von der Achtung verlie-
 ren soll, die uns das günstige Urtheil der
 kleinern Zahl für ihn gegeben hat.
 Was für einen Begriff müßten wir uns
 von Sokrates selbst machen, wenn
 wir ihn nach demjenigen, den Aristofa-
 nes in seinen Wolken auf die Schaubühne
 brachte, oder nach der Anklage des Any-
 tus, und nach dem Endurtheil seiner Rich-
 ter beurtheilen wollten. Man müßte we-
 nig Kenntniß der Welt haben, wenn man
 nicht wüßte, daß etliche wenige Züge
 von Sonderbarkeit und Abweichung von
 den gewöhnlichen Formen des sittlichen
 Betragens hinlänglich sind, den vortreff-

lichsten Mann in ein falsches Licht zu stellen. Wir haben an dem berühmten Hans Jakob Rousseau von Genf (einem Manne, der vielleicht im Grunde nicht halb so sonderbar ist als er scheint) ein Beyspiel, welches diesen Satz ungemein erläutert. Und in den vorliegenden Aufsätzen werden wir den Diogenes selbst über diesen Gegenstand an mehr als Einem Orte so gut räsonnieren hören, daß schwerlich jemanden, der sich nicht zum Gesetz gemacht hat nur seine eigene Meinung gelten zu lassen, ein unaufgelöster Zweifel übrig bleiben wird.

Bey allem dem gestehe ich doch gern, daß der Diogenes, der in diesen Aufsätzen spricht, mir selbst ein ziemlich idealischer Diogenes zu seyn scheint: es sey nun, daß ihn der Lateinische Übersetzer wirklich aus dem Arabischen, und der Arabische aus einem Griechischen Original gedolmetschet habe, oder daß einer von den vorgeblichen Übersetzern selbst

der Urheber dieses Werkchens sey. Die Verschönerung einiger Züge fällt in die Augen; und, um alle mögliche Aufrichtigkeit gegen den Leser zu gebrauchen, kann und soll ich ihm nicht verhalten, daß auch ich, eben so wohl als die beiden Übersetzer meine Vorgänger, vielleicht eben so viel aus Nothwendigkeit als aus Vorsatz, mehr Antheil daran habe, wenn dieses kleine Werk der Urschrift ziemlich unähnlich seyn sollte, als mit der Treue bestehen kann, die man ordentlicher Weise von einem Dolmetscher fordert. Ohne Umschweife, ich besorge, sie habe bey nahe das nehmliche Schicksal gehabt, welches die Geschichte des Schaumlöffels, nach der Erzählung seines Französischen Herausgebers, betroffen haben soll. Es ist mehr als zu wahrscheinlich, daß der erste Arabische Übersetzer, gesetzt auch, daß er alle mögliche Geschicklichkeit gehabt habe, doch in der unendlichen Verschiedenheit seiner Sprache von der

Wieland 24. B.

Griechischen eine unüberwindliche Schwierigkeit gefunden, ein Werk von dieser sonderbaren Art gut zu übersetzen. Es wird also vermuthlich von ihm geheißen haben: *Ex Graecis bonis fecit Arabicas non bonas*. Ich denke, es sey dem Lateinischen Dolmetscher nicht besser gegangen. Die Wahrheit zu sagen, seiner Schreibart nach muß er ein armer Stümper gewesen seyn; ungeachtet er, als ein Magister noster auf einer neu angehenden Universität, (wie Salamanka damahls war) in der Vorrede die Backen ziemlich aufzublasen scheint.

Er scheint, nach Art unsrer meisten neuern Übersetzer, weder die Sprache, aus welcher, noch die, in welche er übersetzte, am allerwenigsten aber den Geist seiner Urkunde recht verstanden zu haben.

Man merkt an unzähligen Orten, daß da vermuthlich ein feiner Gedanke, oder eine glückliche Wendung, oder irgend

eine andere seines gleichen unsichtbare Schönheit unter seinen plumpen Händen verloren gegangen seyn müsse; an vielen Stellen ist er sogar gänzlich unverständlich, ohne sich das mindeste darum zu bekümmern, was seine Leser dazu sagen würden. Vermuthlich hat er sich nicht vorgestellt daß er Leser haben würde, oder (wie ein ehmaliger Französischer Übersetzer der Musarion) nur für sich und seine guten Freunde, und nicht für das Publikum — schlecht übersetzt. Dem sey wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß ich der Welt das elendeste Geschenk, das sich denken läßt, gemacht haben würde, wenn ich mich durch die Ehre, der Herausgeber einer alten Lateinischen Handschrift zu seyn, hätte verleiten lassen, die seinige, so wie sie war, abdrucken zu lassen.

Ich gab mir also, weil doch dieser Diogenes so viel zu verdienen schien, lieber die Mühe, ihn ganz umzuschmelzen, und,

nach meinem besten Können und Wissen,
 so Deutsch reden zu lassen, wie ich
 mir einbildete, daß ihn wenigstens ein
 erträglicher Griechischer Sofist aus Alci-
 frons Zeiten möchte haben Griechisch
 reden lassen.

Z U S A T Z.

DIESES kleine Werk erschien im Jahre 1770 zum ersten Mahle unter dem Titel Dialogen des Diogenes. Man hat das Wort Dialogen hauptsächlich deswegen unschicklich gefunden, weil die eigentlichen Gespräche nur den wenigsten Theil des Ganzen ausmachen; als welches meistens aus zufälligen Träumereyen, Selbstgesprächen, Anekdoten, dialogisierten Erzählungen und Aufsätzen, worin Diogenes bloß aus Manier oder Laune abwesende oder eingebildete Personen apostrophiert, zusammen gesetzt ist. Der Herausgeber, der jenem Tadel nichts erhebliches entgegen zu setzen hatte, fand

also für gut, bey gegenwärtiger Ausgabe von der letzten Hand den Titel der alten Lateinischen Handschrift, *Diogenis Sinopensis Reliqua*, beyzubehalten; ein Titel, wozu dieses Werkchen ein desto größeres Recht hat, weil in der That (da die unächten Briefe, die dem Diogenes angedichtet worden sind, nicht in Betrachtung kommen) außer demselben sonst nichts von diesem berühmten Cyniker übrig ist.

Der ehemahlige Griechische Titel Σωκράτης μαινομενος (*Socrates delirans*, ein aberwitzig gewordener Sokrates) ist aus dem zweyfachen Grunde weggeblieben, erstlich weil er Griechisch ist, und dann weil dieser halb ehrenvolle halb spöttische Spitznahme, welchen Plato dem Diogenes gegeben haben soll, auf den Diogenes, der sich uns in diesen Blättern darstellt, ganz und gar nicht zu passen scheint. Dieser ist zwar ein Sonderling, aber ein so gutherziger, froh-

sinniger und (mit Erlaubniß zu sagen)
so vernünftiger Sonderling als es jemahls
einen gegeben haben mag; und gewiß,
wer nicht Alexander ist, könnte sich
schwerlich etwas besseres zu seyn wün-
schen als ein solcher Diogenes.

34
Ich habe die Ehre Ihnen zu schreiben
an veranlaßter Stelle als es
nicht möglich war; und gewis,
wenn nicht Alexander, hätte sich
schon früher als besprochen zu sein
sich als einander bezeugt.

NACHLASS
DES
DIOGENES VON SINOPE.

Aus einer alten Handschrift.

INHALT

DES

PROCEDES VON EINOPH.

des ersten und zweiten Theils

Wie ich auf den Einfall komme, meine Begebenheiten, meine Beobachtungen, meine Empfindungen, meine Meinungen, meine Träumereyen, — meine Thorheiten, — eure Thorheiten, und — die Weisheit, die ich vielleicht aus beiden gelernt habe, zu Papier zu bringen, das — sollte gleich das erste seyn, was ich euch sagen wollte, wenn ich nur erst Papier hätte, worauf ich schreiben könnte. — Doch Papier könnten wir leicht entbehren, wenn wir nur Wachstafeln oder Baumrinden, oder Häute, oder Palmblätter hätten! — und in Ermangelung deren möcht' es weißes Blech, Marmor, Elfenbein, oder gar Backsteine thun; denn auf alle diese Dinge pflegte man ehemals zu schreiben, als es noch mehr darum zu thun war dauerhaft als viel zu schreiben. — Aber unglücklicher Weise hab' ich von al-

len diesen Schreibmaterialien nichts; und wenn ich sie auch hätte, so würd' ich sie nicht gebrauchen können, weil ich weder Feder noch Griffel, noch irgend ein andres Werkzeug dazu habe, als dieses Stückchen Kreide.

Es ist ein schlimmer Handel! — Aber wie macht' ichs, wenn gar nichts von allen diesen Dingen in der Welt wäre?

Nicht schreiben wäre wohl das kürzeste Mittel; aber schreiben will ich nun, das ist beschlossen!

In den Sand schreiben? — Es ginge an, ich kenne zwey, bis drey hundert junge und alte Schriftsteller, (nichts von einigen Tausenden zu sagen, die ich nicht kenne) denen ich, weil sie doch nun einmahl schreiben wollen — oder schreiben müssen, — diese Methode bestens empfohlen haben wollte. Allein sie hat bey allem dem ihre Unbequemlichkeiten: —

— Dummkopf! dafs ich mich nur einen Augenblick besinne, eh' ich sehe dafs mei-

ne Tonne geräumig genug ist, eine ganze Iliade zu fassen, in so fern ich klein genug schreiben könnte. An meine Tonne will ich schreiben! — Ihre Seitenwände sind ohnehin so nackt, ohne Schnitzwerk, ohne Vergoldung, ohne Tapeten, ohne Mahlereyen; — in der That gar zu kahl — Bin ich nicht so gut als der Wurm, aus dessen gesponnenem Schleime man diese Gewebemacht, womit unsre neuen Argonauten ihre Sähle behängen¹⁾? — Der Wurm spinnt sich sein Haus selbst; ich beneide ihn darum; das ist mehr als ich kann. Aber ich kann doch mein Haus mit meinen eignen Hirngespinsten tapetieren, und das will ich, wenigstens so lange dieses Stückchen Kreide dauert.

In der That, es sollte mich verdrießen, wenn unter allen zweybeinigen Thie-

1) Wir können es keinem Kenner der Griechischen Sitten und Gebräuche in den Zeiten des Diogenes verdenken, wenn er an der Ächtheit dieser Stelle zweifelt. Freylich ist es nicht die einzige zu diesem Werke, die zu einem solchen Zweifel Anlaß giebt — Aber desto schlimmer! werden die Kenner sagen.

ren ohne Federn auf diesem Erdenrund, oder Erdeney, oder Erdenteller — was es ist, mögen die Herren ausmachen, die sonst nichts zu thun haben, und nicht müßig seyn können — ein einziges wäre, das weniger Bedürfnisse hätte als ich.

Es ist eine vortreffliche Sache, keine Bedürfnisse zu haben; oder, wenn man nun einmahl nicht umhin kann einige zu haben, doch wenigstens nicht mehr zu haben, als man schlechterdings haben muß, und sich so wenig damit zu thun zu machen, als nur immer möglich ist. Anfangs, in so fern ihr nicht dazu geboren seydt, kostets einige Mühe. — Aber wie viel Mühe macht sich der Thor, der sich in den Kopf gesetzt hat reich zu sterben? Wie viel Mühe giebt sich der Thor Fädrias, sein Mädchen ert zu gewinnen, hernach zu befriedigen, dann zu hüten? Wie viel kostets einem andern Thoren, um aus einem Gerber oder Gewürzhändler ein Vater des Vaterlandes zu werden? Oder einem andern, sich in die Gunst eines Satrapen einzuschmeicheln? — Die doppelten Narren! Mit der Hälfte der Mühe, die sie anwen-

den, sich tausend wirkliche und eingebildete Plagen zu den natürlichen, denen sie ohnehin nicht entgehen können, zu erkaufen, könnten sie sich auf ihr ganzes Leben in den Besitz einer Glückseligkeit setzen, die so nahe als möglich an die göttliche reicht.

Denn daß die seligen Götter es darum seyen, weil sie nichts zu thun haben als sich ewig mit Ambrosia zu füllen, ewig in Nektar zu berauschen, und den Weihrauch in die Nase zu ziehen, den wir ihnen zu Ehren verbrennen, — das glauben ihre Priester — wie ich. Sie sind selig, weil sie nichts bedürfen, nichts fürchten, nichts hoffen, nichts wünschen, alles in sich selbst finden; — und so bin ichs auch, so viel es ein armer Schelm von einem Erdensohne seyn kann, der Brot oder Wurzeln haben muß, um zu leben, einen Mantel, um nicht zu frieren, eine Hütte oder wenigstens ein Fals, um sich ins Trockne legen zu können, und — ein Weibchen seiner Gattung, wenn er Menschen pflanzen will.

Bey allem dem bin ich zufrieden, es so

weit gebracht zu haben, daß ich gegen Hunger und Durst nur Wurzeln, gegen die Blöße nur einen Mantel von Sackleinwand, gegen Wind und Wetter nur mein Fals nöthig habe.

Was den vierten Artikel betrifft, davon hören eure ernsthaften Leute nicht gern sprechen, und ein weiser Mann denkt so wenig daran als er kann; — und muß er daran denken, nun, so hat unsere gute Mutter Natur auch dafür Rath geschafft; wie ich euch mit einem hübschen Beyspielchen beweisen könnte, wenn ich nicht besorgte, ihr möchtet — eifersüchtig werden.

2.

WENN sich jemand in den Kopf setzen wollte, andern Leuten zu Gefallen weise zu werden, — als, zum Beyspiele, sein Glück dadurch zu machen, oder sich bey der Welt in Achtung zu setzen, oder sich ihrem Tadel zu entziehen, — so wollte ich ihm unmaßgeblich gerathen haben, sich hinzusetzen und es bleiben zu lassen. Denn ich will meine Tasche und meinen Stecken, das ist, mein ganzes Vermögen, gegen eine Puffbohne (in so fern ihr keine Pythagoräer seyd) setzen, daß ihr eure Mühe dabey auf die eine oder die andere Art verlieren würdet.

Entweder werdet ihr euch die Hochachtung der Welt erwerben; und dann müßte mich alles betrügen, oder ihr werdet diese Ehre euerm Gelde, oder euerm Stande, oder euerm Amte, oder eurer Frau, oder eurer Schwester oder eurer guten Miene, oder eurer Kunst zu singen, zu tanzen,

die Flöte zu spielen, durch einen Reif zu springen, Hirsenkörner durch einen Fingerring zu werfen, kurz, eher allem andern in der Welt als eurer Weisheit zu danken haben: — oder gelangt ihr, durch des Himmels Gunst, wirklich zu Weisheit; so wird sichs die Welt nicht ausreden lassen, euch für eine Art von Narren zu halten; welchen Falls ihr wohl thun werdet, es (wofern ihr könnet) wie Diogenes zu machen — nemlich, gerade weil Diogenes weise ist, so ist Diogenes kein Narr und bekümmert sich darum.

Denn, meine guten Freunde, wenn er euern Beyfall suchte, er, der euch keine Gnade auszutheilen, keine Gastmähler zu geben, keine Persischen Weine und keine schöne Frau vorzusetzen hat, — so müßte er eure Handmühlen drehen, oder in euern Bergwerken graben, oder eure Nymfen ins Gehäge treiben, oder eure Verdauung durch seine Schwänke befördern; und, mit eurer Erlaubniß, von allem diesem und was dem ähnlich ist, findet er für gut sich selbst zu dispensiren, weil er das Mittel ausgefunden hat eures Beyfalls entbehren zu können.

Mit den guten Freundinnen hat es schon eine andre Beschaffenheit. Auch ohne eben schön oder reich oder von Stande oder in Purpur und Byssus gekleidet zu seyn, oder nach Lavendel zu riechen, oder einen frisierten Kopf, oder überhaupt einen Kopf (in so fern Witz darein gehört) oder irgend ein Talent zu haben, das ein Frauenzimmer auch haben kann, giebt es — Dank sey eurer Gutherzigkeit, ihr angenehmen Geschöpfe! — ein unfehlbares Mittel euern Beyfall zu verdienen, und — kurz, wir verstehen einander, denke ich: und wenn jemahls meine Feinde ihre Bosheit so weit treiben sollten, mir durch gewisse Verleumdungen eure gute Meinung entziehen zu wollen; so hoffe ich, es werden immer noch einige unter euch edelmüthig genug seyn, mich in ihren Schutz zu nehmen, und ihren Schwestern in die Ohren zu lispeln, daß Diogenes — nicht ohne alle Verdienste sey.

ÜBRIGENS, und was die Weisheit betrifft, meine Herren von Korinth, Athen, Sparta, Theben, Megara, Sicyon, u. s. w. — und ihr, welche ich Ehren halben zuerst hätte nennen sollen, meine werthen Mitbürger von Sinope, — so erlaubet mir euch zu sagen, daß ich die Ehre, von Einem Stamme mit euch allen zu seyn, viel zu stark empfinde, um an mehr Weisheit Anspruch zu machen, als so viel ich zu meinem eignen nothdürftigsten Gebrauche nicht entbehren kann. Sollte davon auch etwas zu euern Diensten seyn können, so gestehe ich offenherzig, daß ich es lediglich den Beobachtungen zu danken habe, zu denen ihr mir Gelegenheit gabt, wenn ich euch handeln sah. Ich bemerkte gemeiniglich in der Folge, was ich euch, ohne ein Ödip zu seyn, hätte vorher sa-

gen können: „dafs es euch hinten nach gereuete so gehandelt zu haben“: — und daraus schlofs ich schlechtweg: „ihr würdet besser gethan haben, es anders zu machen“.

Ich habe mir daraus einige Anmerkungen gesammelt, wovon ich euch gelegentlich so viel zukommen lassen werde, als ich glaube dafs ihr auf Einmahl tragen könnet.

Inzwischen aber, und um auf die Veranlassung zu dieser ganzen Betrachtung zurück zu gehen, kann ich nicht umhin, den Einfältigen zum Besten zu erinnern: dafs — seitdem es meinem Freunde Platon gefallen hat, mir die Ehre zu erweisen, mich den rasenden Sokrates zu nennen — einige Halbköpfe in den Vorstädten von Korinth, und vielleicht auch in der Stadt selbst, sich eine ordentliche Angelegenheit daraus zu machen scheinen, eine Menge Narrheiten von ihrem eigenen Gewächs auf meine Rechnung zu setzen, und denjenigen, wozu ich mich wirklich bekenne, eine Gestalt zu geben, worin ich sie nicht für mein erkennen kann.

Es sollte mir leid thun, wenn das, was ich davon sagen werde, ihnen unangenehm seyn könnte. Denn ich merke wohl, daß sie bey diesen kleinen Kurzweil eine große Absicht haben. Sie können in ernsthafter Beurtheilung der Narrheiten, die sie mir andichten, ihre Vernunft, oder in Verspottung derselben, ihren Witz desto bequemer sehen lassen. Sie genießen dabey des Vortheils, den derjenige hat, der sich den Gegner, den er überwinden will, selbst macht: er kann ihn gerade so schwach und ungeschickt machen, als er ihn nöthig hat, um den Sieg davon zu tragen. Da es nun unfreundlich wäre, sie in dieser kleinen Ergetzlichkeit beunrubigen zu wollen: so soll alles, was ich bis zu Num. 4 sagen werde, ohne einigen Nachtheil ihrer diefsfallsigen Zuständigkeiten, und bloß zum Besten derjenigen gesagt seyn, welche mich gern kennen möchten, und die Gelegenheit nicht haben deßwegen nach Korinth zu reisen.

Ich gestehe also, daß ich von vielen Jahren ausdrücklich darauf studiert habe, „wie ich mich so unabhängig machen könnte als möglich wäre“.

Ich fand, „dafs diefs unter gewissen Bedingungen ganz wohl angehe“, und, „dafs diese Bedingungen in meiner Gewalt lägen“.

Ich bedachte mich also nicht lange. Meine Theorie war nicht so bald gefunden, als ich that, was die wenigsten von euern Sittenlehrern thun. Ich fing an sie in Ausübung zu bringen, und kam darin, ohne Ruhm zu melden, binnen zwanzig Jahren so weit, dafs ich, wie ihr sehet, sehr bequem in einer Tonne wohne, von Bonnen und Wurzeln Mahlzeit halte, und meinen Nektar dazu, in Ermanglung eines Bechers, mit der hohlen Hand aus dem nächsten Brunnen schöpfe.

Dafür aber genieße ich auch die Vortheile der Unabhängigkeit. Ich habe nicht nöthig euch zu betrügen, und bin sicher, dafs ihr mich eben so wenig betrügen werdet. Ich erwarte nichts von euch, ich fordre nichts von euch, ich besorge nichts von euch. — Denn was für ein armer Teufel müßte der seyn, der mir meinen Stecken und meine Tasche voll Bohnen und Brotkrumen stehlen wollte!

Sollte sich, wider Vermuthen, jemand hervorthun, der arm genug wäre in eine solche Versuchung zu fallen, so bin ich bereit, ihm beides gutwillig abzutreten. Ich werde im nächsten Walde wieder einen Stecken finden, und mir aus einem Zipfel meines Mantels eine andre Tasche machen, so ist der Abgang ersetzt. — Kurz, ich sehe nicht, warum wir nicht die besten Freunde seyn sollten. Wornach ihr immer streben möget, findet ihr den Diogenes nie in euerm Wege. Bewerbt euch, wenn ihr wollt, — rathen werde ich euch nie dazu — um eine Archontenstelle, um eine Priesterstelle, um eine Feldherrnstelle, um eine Stelle in dem Bette einer schönen Frau, oder einer reichen Matrone, oder einer Dame, die euch für eine Hand voll Drachmen thut, was Platons Penia dem schlafenden Plutus, — bewerbt euch um die Gunst eines Satrapen, oder eines Königs, oder einer Königin, oder um eine Krone selbst, oder gar um einen Platz unter den Göttern — (ihr wißt, daß auch der zu kaufen ist) — kurz, bewerbt euch warum ihr wollt, Diogenes wird niemahls euer Nebenbuhler seyn. Diogenes ist der unschädlichste, unbedeu-

tendste Mensch von der Welt, — ausgenommen, daß er euch bey Gelegenheit die Wahrheit sagt; und wenn er auch gleich dadurch nichts zu euerm Vergnügen beyträgt, so dünkte ich doch, er verdiente immer, daß ihr ihm Luft und Sonnenschein unentgeltlich angedeihen ließet, und erlaubtet, sich unter einen Baum hinzulegen, den vielleicht sein Großvater gepflanzt hat.

SAGTE ich euch nicht vorhin, daß Diogenes, des Iketas Sohn von Sinope, — dessen Narrheiten ich übrigens nicht besser zu machen begehre als sie sind — nicht ganz so närrisch sey, als die Herren und Damen im Kraneon aus einigen Zügen seiner Denkungsart zu folgern belieben?

„Der Mensch affektiert ein Sonderling zu seyn“, sprechen sie: — und Sie, meine Herren und Frauen, affektieren ehrlich und tugendhaft zu seyn.

„Er hat seinen hölzernen Becher geworfen, da er einen Bettler sah, der aus der hohlen Hand trank.“ — Dieser Zug ist, mit Ihrer Erlaubniß, ein wenig verzeichnet. Der Becher mußte weggeworfen werden, weil er einen Leck bekom-

men hatte; und da man nicht gleich einen andern fand, so sah man zu gutem Glück einen ehrlichen Sohn der Erde, von dem man ohne Becher trinken lernte. Ein weiser Mann findet immer Gelegenheit etwas zu lernen; und ich versichre Sie, Madam, daß ich von ihrem Schooßhündchen die ganze Philosophie des Aristipp gelernt habe.

Aber, gesetzt ich hätte den Becher geworfen, weil ich ihn entbehren konnte? — Kleon, der jetzt aus einem goldenen Becher trinkt, weil er den unschuldigen Nikias verurtheilen half, würde noch ein ehrlicher Mann seyn, wenn er aus der hohlen Hand trinken könnte wie ich.

„Diogenes ist ein Mysogyn.“ — Ha, ha, ha —

„Er nimmt sich heraus, allen Leuten zu sagen was sie nicht gern hören.“ — Ist es meine Schuld, wenn sie die Wahrheit nicht hören mögen?

„Er wohnt in einem Fasse.“ — Es ist wie Sie sehen, eine Tonne, und für ei-

nen Mann ohne Familie, der nichts zu thun hat, geräumig genug. Gesetzt nun, daß ich eine Probe hätte machen wollen, daß im Nothfall auch die engste Wohnung für einen ehrlichen Mann groß genug ist? — Ich weiß es, guter Xenias, daß, wenn mich jemahls Alter oder Krankheit einer bequemern Wohnung bedürftig machen sollte, Diogenes unter deinem freundschaftlichen gastfreyen Dache sein Kämmerchen bereitet finden wird. Jetzt, da ich es noch nicht bedarf, sey in diesen heitern Sommertagen, der grüne Wasen mein Faubettchen, mit weichem Gras und Blumen gepolstert, und eine Cypresse breite gesunde Schatten um mich her! Da sauge ich den erfrischenden Athem der Natur ein; der umwölbende Himmel ist meine Decke; und indem ich so liege, und mein Blick seine endlosen Tiefen durchschweift, ist mein Gemüth offen, still und unbewölkt wie er.

„Aber, was für eine Grille, sagen sie, die Wände eurer Tonne zu einer Schreibtafel zu machen“? — Gut! Es soll eine Grille seyn: haben Sie etwa keine Gril-

len? Oder sind meine Grillen nicht eben so gut weil sie die meinigen, als Ihre Grillen weil sie die Ihrigen sind?

Indessen sehen Sie hier diese Schreibtafel? Es ist eine hübsche Schreibtafel von Elfenbein, in vergoldetes Leder gebunden, deren ich mich, aus Mangel einer schlechtern, künftig vielleicht bedienen werde. So eigensinnig bin ich nicht, die Bequemlichkeit zu fliehen wenn sie mich sucht, und ich ihr nichts bessers aufopfern muß. Der gute Xenikades, dem sie zugehört, glaubt, daß sie desto besser seyn werde, wenn ich sie ihm beschrieben zurück gebe. — Du sollst deinen Willen haben, guter Xenikades.

5.

SIE lag, ein wenig zurück gebogen, auf einem kleinen Throne von Polstern, und spielte, wie ich sagte, mit ihrem Schoofshündchen.

Gegen über saß ein junger Mensch, von dem die Natur viel versprach, — und der beym Xenokrates gehört hatte, man müsse die Augen zuschließen, wenn man sich nicht stark genug fühle, einer schönen Versuchung mit offenen Augen Trotz zu bieten.

Der junge Mensch hatte den Muth nicht, die seinigen ganz zu schließen; aber er sah auf den Boden, — und da fiel ihm (zum Unglück) ein kleiner Fuß in die Augen, wie man sich den Fuß einer aus dem Bade steigenden Grazie einbilden kann, jedoch nur wenig über die Knöchel aufgedeckt.

Es war Nichts für — euch oder mich; aber es war sehr viel für den jungen Menschen. Schüchtern und verwirrt zog er die Augen zurück, sah die Dame an, dann ihren Schoofshund, dann wieder den Fufsteppich; aber der schöne kleine Fuß hatte sich inzwischen unsichtbar gemacht.

Er bedauerte es. Er sprach mit stotternder Stimme, von allem andern — als was er fühlte.

Die Dame streichelte ihren Schoofshund. Das Hündchen liebkosete ihr hinwieder, zerrte mit seiner kleinen Pfote an ihrem Halstuche, sah sie dann mit schalkhaftem — Lächeln, hätte ich gesagt, wenn Hunde lächeln könnten — an, zerrte wieder an ihrem Tuche, und entfesselte unter diesem Spiele — (die Dame betrachtete eben eine Leda von Parrhasius, die etwas rechter Hand gegen über hing) — die Hälfte eines sehr weissen und sehr reizend geründeten Busens.

Der junge Mensch blinzelte, erröthete bis an die Ohrenläppchen, und schnappte nach Luft.

Das Hündchen stand mit den Hinterpfoten auf ihrem Schooße, schmiegte sein rechtes Vorderpfötchen an den schönen Busen an, und sah mit halb offenem Munde — dem Ausdruck des Verlangens — zu ihren Augen hinauf. Sie küßte das Hündchen, nannt' es ihren kleinen Schmeichler, und steckte ihm den Mund voll Honigplätzchen.

Der junge Mensch hatte keine Kraft mehr auf den Boden zu sehen, und — Ich schlich mich fort.

Unterwegs sah ich Aristippen, mit Rosen bekränzt und ganz Arabien um sich her düftend, von einem Gastmahl des reichen Klinias wohl bezechet zurückkehren. Er schwamm in einem weiten seidenen Gewande, schimmerte um und um von der Beute, die er vor einiger Zeit von Dionysen zu Syrakus gemacht hatte: ein kleiner Hof von muntern Jünglingen schwärmte um ihn her, und, wie Bacchus unter Faunen und Satyren, ging er in ihrer Mitte und lehrte sie seine Weisheit.

Beym Anubis, dem Schutzgott aller Schoofshündchen! ich will meinen Stecken und meine Tasche verloren haben, wenn Aristipp seine Weisheit nicht von Danaens Schoofshunde gelernt hat!

Schmeichelt der Eitelkeit der Reichen und Großen, liebkoset ihren Leidenschaften, oder befördert ihre geheimen Wünsche, ohne zu thun als ob ihr sie merket; — so werden sie euch den Mund mit Honigplätzchen füllen: das ist das ganze Geheimnifs.

„Nichts mehr als das“? — Kein Jota!

GLAUBET mir, Klinias, Chärea, Demarchus, Sardanapalus, Midas, Krösus, und wie ihr alle heißet, — es ist nicht aus Neid — oder aus Verzweiflung daß ich euch niemahls werde gleichen können, oder aus Stolz, der sich durch Verachtung dessen, was er nicht haben kann, leichter zu machen sucht; — ich habe mich genau darüber geprüft — es geschieht aus einer innern Überzeugung, welche sich nichts von mir einreden läßt, daß ich meinen Freunden unmöglich rathen kann, sich um eine Glückseligkeit, wie die eurige, zu bewerben.

Eure Paläste sind geräumig, bequem, schöngebaut, mit den auserlesensten Werken der Kunst geschmückt, mit den wolüstigen Geräthschaften der Üppigkeit angefüllt; — eure Gärten gleichen den Gär-

ten des Alcinous und der Hesperiden; — eure Sähle dem Sahl, wo Homers unsterbliche Götter sich in Nektar selig trinken; — eure Knaben sind schön wie Ganymed, eure Sklavinnen wie die Gespielen der Liebesgöttin; — euer Leben ist ein immer währendes Gastmahl, mit Musik, Tänzen und Spielen abgesetzt; — euch ist keine Schöne spröde, keine Danae unzugänglich; Riegel, Mauern, hütende Drachen, nichts hält euch auf; euer Gold überwindet alles.

Ein Sofist würde vielleicht viel gegen alle diese Vortheile einzuwenden haben — aber von mir habt ihr keine Schikane zu besorgen. Ich bin kein Verächter des Schönen, kein Feind des Vergnügens, wie mich die Sträufsermädchen im Kraneon beschuldigen. Ich hasse schwache Gründe. „Die Wollust entnervt“, sagt Xenokrates: — die Tugend auch, sag' ich; denn sonst würde Fryne nicht so missvergnügt von dir aufgestanden seyn. — War Alcibiades nicht tapfer? Konnt' er nicht, wenn es seyn mußte, eben so gut auf hartem Boden unter freyem Himmel schlafen, als im Schoofse der schönen

N e m e a ? Liefs er sich nicht die s c h w a r -
 z e S u p p e der Spartaner eben so gut
 schmecken als die nielichen Gerichte des
 üppigen T i s s a f e r n e s ? — Keine Ein-
 w ü r f e , ich bitte euch , die nur von E i -
 n e r Seite wahr sind , und die man mit
 tausend Beyspielen widerlegen kann ! —
 Gestehen wir die reine Wahrheit ! Guter
 Wein aus Cypem schmeckt , in so fern
 ihr nicht durstig seyd , besser als Brun-
 nenwasser , die strengen Sittenlehrer mö-
 gen einwenden was sie wollen ; und eure
 Tänzerinnen aus Ionien , oder eure Mäd-
 chen von Skio sind , mit allem dem , ganz
 artige Geschöpfe . Eure Gallerie mit den
 Gemählden der Zeuxis und Polygnotus ,
 der Parrhasius und Apellen behangen ,
 bezaubert ungelehrte Augen , und befrie-
 digt den verweilenden Kenner . — Solltet
 ihr denn nicht glücklich seyn ? Sollten wir
 nicht alle nach eurem Zustande streben ?
 Der Genuß alles Schönen und Angeneh-
 men sollte nicht glücklich machen ?

Ich habe nur einen einzigen Zweifel , —
 es ist , däucht mich , m e h r als ein Zwei-
 fel — aber ich besorge euch verdrießlich
 zu machen wenn ich ihn sage . Er würde

zu Erörterungen führen, und mein Zweck ist verfehlt, so bald ich euch lange Weile mache. — Ihr habt zu thun wie ich sehe? — Einen Besuch bey der schönen Filänion abzulegen, oder bey der jungen Gemahlin des alten Strepsiadés? — Ich will euch nicht aufhalten; ich lege mich indessen dort in den Schatten hin, und träume was, bis ihr wiederkommt.

7.

DIESEN Augenblick ertappte ich mich bey einer häßlichen Unart. — O Sohn des Iketas, wie weit bist du noch entfernt so weise zu seyn, als du nährisch aussiehst! — Ungeduldig darüber zu werden, daß du von einem Menschen, der dir Ehre anzuthun glaubt, und nicht zu wissen schuldig ist daß du eben träumen willst, in deinen Träumereyen gestört wirst! — Fy! das hättest du von einer langbeinigen Spinne, von einer Wespe oder Hornisse leiden müssen. — Ich will euch den ganzen Handel erzählen.

„Du bist müßig, Diogenes“? sagte er.

Nach meiner Gewohnheit, antwortet' ich.

„So setze ich mich zu dir“.

Wenn du nichts bessers zu thun hast.

„Auf der Welt nichts, auſſer daſs ich auf dem Markte ſeyn ſollte. Die Sache des armen Lamon wird entſchieden. Sein Vater war ein guter Freund unſers Hauſes. Ich denke, er wird Mühe haben, ſeinen Feinden dieſsmahl zu entwiſchen. Ich bedaure ihn. Ich hatte mir geſtern vorgenommen, für ihn zu ſprechen; — aber ich bin heute gar nicht aufgelegt“ — —.

Nicht aufgelegt? Und Lamons Vater war ein Freund deines Hauſes? — und der arme Lamon iſt in Gefahr?

„Wie ich dir ſagte, mein Kopf iſt bereits zu nichts gut. Wir ſchmauſeten geſtern beym Klinias. Es währte die ganze Nacht durch. Wir hatten Wein der Götter, Tänzerinnen, Mimen, Philoſofen, die ſich erſt zankten, hernach beſoffen, hernach den Tänzerinnen — genug, wir hatten alles was zu einer vollſtändigen Kurzweil gehört“ —.

Das iſt alles ganz hübsch, wenn du willſt — aber der arme Lamon!

„Wer kann sich helfen? Er dauert mich, wie ich sage. Er ist ein ehrlicher Mann, — und hat eine tugendhafte Frau, — eine sehr tugendhafte Frau!“

Und eine schöne Frau vermuthlich!

„Sie kam gestern mir ihres Mannes Sache zu empfehlen. Sie hatte zwey Kinder zwischen drey und fünf Jahren bey sich — liebliche kleine Geschöpfe. Sie war nicht sehr geputzt, aber ihre Gestalt und Miene überraschte mich. Sie warf sich mir zu Füßen; sie sprach mit Hitze für ihren Mann: — Es ist unmöglich, daß er schuldig seyn kann; er ist der ehrlichste Mann, der zärtlichste Vater, der beste Freund; — gewiß, er kann nichts unedles aus Vorsatz gethan haben; helfen Sie ihm, Sie können es. — Ich machte ihr Einwendungen: sie widerlegte mich. Ich stellte ihr die Schwierigkeit vor, da er so viele Feinde hatte. — Er habe sie bloß weil er mehr Verdienste als Vermögen habe, sagte sie. — Ich zuckte die Achseln. — Sie weinte, und die beiden artigen kleinen Geschöpfe fingen auch an, da sie ihre Mutter so heftig reden und weinen sa-

hen, schlungen ihre kleinen Arme um ihre Knie, und fragten sie ängstlich: Wird uns dieser Mann unsern Vater nicht wieder geben? — Ich versichre dich, die Scene war rührend; ich hätte funfzig Minen ²⁾ um einen guten Mahler gegeben, der mir auf der Stelle ein Gemählde daraus gemacht hätte” —

Wirklich? — Konntest du in jenem Augenblick einen solchen Gedanken haben?

„Ich versichere dich, Diogenes, es wäre des Geldes werth gewesen. In meinem Leben sah ich die Schönheit in keiner rührendern Gestalt. Ihr Busen schlug unter ihrem Halstuche so stark empor, daß ich ihn zu fühlen glaubte. Alles war Seele und Grazie an der reizenden Sirene. Ich sagte ihr: Madam, ich will das möglichste versuchen; was würde man nicht für eine Frau unternehmen wie Sie sind? — Ich muß jetzt zu Klinias: er giebt diesen

2) Sechzig Minen machten ein Attisches Talent, dessen Betrag man, in runder Summe, für zwölf hundert Reichsthaler unsers Geldes annehmen kann.

Abend ein Fest: aber ich will mich vor Mitternacht los reißen. Kommen Sie um diese Zeit wieder; mein Kammerdiener soll Sie in mein Kabinet führen, und wir wollen dann auf ein Mittel denken, wie Ihrem Manne geholfen werden kann. Das meiste wird von Ihnen selbst abhängen. — Kannst du dir einbilden, Diognes, was die Närrin that? — Sie raffte sich mit einem Zorne, der sie noch zehnmahl schöner machte, — ich hätte sie gleich dafür umarmen mögen — vom Boden auf, eh' ich noch ausgeredet hatte, und ein verächtlicher Blick war ihre ganze Antwort. Ich winkte meinem Kammerdiener und verließ sie. Ich kenne den Kerl; ich bin gewiß, daß er ihr alles sagte was man sagen kann; aber sie wollte ihn nicht anhören. Kommt meine Kinder, sagte sie ohne ihn nur eines Blickes zu würdigen, indem sie die kleinen Geschöpfe an ihren Busen drückte: der Himmel wird für uns sorgen, — und wenn auch Er uns verläßt, so können wir sterben. — Du siehst, daß ich Ursache hatte, sie eine sehr tugendhafte Frau zu nennen".

Wie ich sehe, nur gar zu tugendhaft

für die Erhaltung des armen L a m o n ! —
O Chärea, Chärea — ists möglich ? —

„Du bist in der Laune zu moralisieren,
Diogenes ! — Lebe wohl ! Ich bin nicht
aufgeräumt, wie ich dir sagte. Ich muß
mich zerstreuen. — Willst du mit mir zur
Thryallis gehen ? — Mein Mahler nimmt
das Modell zu einer Venus Kallipyga von
ihr. — Es wird ein treffliches Stück wer-
den“ !

Ich danke für dießmahl. — Der arme
Lamon und seine schöne tugendhafte
Frau mit den zwey lieblichen Kindern hat
sich meiner so sehr bemächtigt, daß ich
zu nichts anderm gut bin. Dein Mahler
würde mir keinen Strich recht machen
können, und könnte doch nichts dazu. —
Gehe, Chärea, geh und überlaß mich
meinen einsamen Gedanken !

Nein, ich will nicht denken ; unsinnig
müßt' ich werden, wenn ich in diesem
Augenblick den Gedanken Gehör gäbe,
die sich eindringen wollen.

Ihr wißt doch, daß dieser Chärea einer
von den berühmten Glücklichen zu
Korinth ist ?

8.

WIE schön diese Grasmücke zwitschert! — Ich habe mich dort aus dem Quell erfrischt, — und nun will ich mich zu der kleinen wilden Sängerin in dieses Gebüsch legen, und mich jedem Vergnügen überlassen, womit die Natur wohlthätig die dornigen Pfade des Leben bestreut.

Der arme Lamon! — Soll ich gehen und versuchen? — Das will ich!

Aber was wird ihm mein guter Wille helfen? Ich habe kein Ansehen, keine Anhänger, niemand, dem an meiner Freundschaft gelegen ist. — Ich bin hier fremd. Lamons Sache betrifft sein Amt, das gemeine Wesen; — ich würde nicht einmahl die Erlaubniß zu reden bekommen. — So könnt' ich wenigstens als Fürsprecher für ihn reden? — Aber wir sind

nicht bekannt mit einander. — Was hindert das? Ich will gehen! Eine so schöne Frau soll nicht umsonst die Füße eines Chärea mit ihren Thränen benetzt haben!

Ich wufste noch nichts eigentliches von Lamons Handel, da ich ging und meine Grasmücke allein liefs. Unterwegs stiefs ich auf einen seiner Richter, der mir sagte warum es zu thun war. Nichts als ein Pack Schelmen, von einem andern Schelme gedungen, der auf Lamons Amt ein Auge hat. Er sollte mit öffentlichem Gelde, das er zu verwalten hatte, ungetreu umgegangen seyn. Sie konnten ihm keine wirkliche Untreue beweisen. Aber er hatte einem Freunde Geld ausgezahlt, der ihm eine Vollmacht von den Archonten vorzeigte, und dieses Geld zu den Geschäften der Repuklik nöthig zu haben vorgab. Lamon traute seinem Freunde, und wurde betrogen.

Das war sein ganzes Verbrechen. — Aber ihr hättet das Ungeheuer sehen sollen, das seine Ankläger daraus machten!

Lamon antwortete ihnen mit der Erschrockenheit eines ehrlichen Mannes, der sein Schicksal in den Händen seiner Feinde sieht, und weiß, daß sein Urtheil schon beschlossen ist, eh' er noch zu reden anfängt. Er sprach wenig und übel. Laß mich für dich reden, Lamon, sagte ich, und fing an.

Sie wollten Lärm machen, aber da half mir meine Brust; ich überschrie sie und fuhr fort. Ich sprach mit aller der Wärme, die mir die Idee der schönen Frau und der zwey lieblichen Kinder mitgetheilt hatte; ich schonte seine Feinde nicht, — und die Richter bestach ich mit Anpreisung ihrer Frömmigkeit, ihrer Menschlichkeit, ihres Edelmuths, ihrer Unpartheylichkeit, ihres Hasses gegen die Unterdrückung. Ein Drittel von ihnen hatte noch Wangen, welche erröthen konnten. — Das feuerte mich an — Ich verdoppelte meine Lobsprüche, und meine Zuversicht zu ihrer Billigkeit, zu ihrer Tugend; — ich brachte noch ein Drittel zum Erröthen. — Nun hatt' ich gewonnen! Ich vollendete meinen Sieg mit dem Gemählde der schönen

Frau, und der zwey kleinen Jungen, die ich zu ihren Füßen hinwarf und für ihren ehrlichen Vater bitten liefs. — Lamon wurde losgesprochen. Ich schlich mich im Tumulte davon, und da bin ich wieder!

Wie schön der Abend ist! Wie heiter, wie lachend die ganze Natur! Ich bin mit mir selbst zufrieden, ich habe dem Rufe der Menschlichkeit gefolgt. Ich habe die Freude wieder in die schönen Augen der tugendhaften Frau und in die kleinen Herzen ihrer armen Kinder gebracht. Wie süß werden ihre Umarmungen seyn! — Ich genieße sie, ohne sie zu sehen. —

Und wer ist nun an diesem Abend glücklich? Chärea, Klinias, Midas, Sardapalus, Krösus, — oder ich?

GÖNNET mir, daß ich mich der Empfin-
 dung überlasse die mich glücklich macht, —
 und überleset inzwischen die drey vor-
 her gehenden Nummern noch einmahl —
 wenn ihr wollt, — und so langsam oder
 flüchtig ihr wollt.

WIRKLICH ein recht poetischer Ort! — Dieser hohe Rosenstrauch voll frisch aufgeblühter Rosen, wie schön er sich über mich herab wölbt! Wie lieblich diese Quelle neben mir über die kleinen Kiesel hinrieselt! Wie eben und weich dieser Rasenplatz ist! wie frisch sein Grün, wie dicht sein kurzes Gras! Ich würde mir Vorwürfe machen, wenn ich mir eine so wollüstige Gegend mit Fleiß ausgesucht hätte.

Was für ein Zauber liegt in der einfältigen Natur! Selbst der unpoetische Diogenes wird von ihr begeistert. Ich sehe, ja, ich sehe die Grazien! rosenbekränzt tanzen sie auf diesem weichen Grasplatz ihre schwesterlichen Tänze. Kleine versteckte Amorn winden indess hinterm Gebüsche eine lange Kette von Rosen; sie winken einander lächelnd zu; nun sind

sie fertig. Auf einmahl rauschen sie aus ihrem Hinterhalt hervor, und umschlingen lachend die Tanzenden mit ihrer Rosenkette. — Welch ein liebliches Gemählde!

Wenn ihr es erst so lebhaft vor euch stehen sähet, als es jetzt, von meiner Fantasie ausgemahlt, vor mir steht! Sie hat einen feinen warmen Pinsel, das versichr' ich euch, meine schönen Damen, — so unempfindlich für eure Reizungen man mich ausruft, weil ich mir vielleicht mehr Mühe als ein andrer gegeben habe, euer entbehren zu können; ohne daß ich mir jedoch schmeichle, es gar weit darin gebracht zu haben. Eine Dryade, die hinter diesem Gebüsch hervor schliche, käme vortrefflich gelegen, die Probe darüber zu machen.

Aber, meine Grazien — ihr denkt, ich habe das Gemählde selbst erfunden, und das wundert euch. Ich will euch aus dem Wunder helfen; ich verachte es, mich für besser zu geben als ich bin. — Es ist eine blofse Kopie.

Chärea hat das Original, von Apel-

les, den sie den Mahler der Grazien nennen, und der den Muth hatte, sich diesen Nahmen selbst zu geben, weil er fühlt, dafs ers ist.

Ich war zugegen, da es gekauft wurde. Es ist göttlich! rief der entzückte Chärea: ich mußs es haben; ich laß' es keinem Könige. — Kennst du, Diogenes, das Myrtenwäldchen in meinem Garten, mit dem kleinen Sahle, wo ich zuweilen Mittagsruhe halte? Dort will ich diese Grazien im Gesicht haben, wenn ich ruhe.

Chärea kaufte das Gemählde um vier Attische Talente.

Vier Attische Talente! rief ich, 'um drey halb nackte Mädchen, und drey oder vier kleine nackte Buben auf einem Stück Leinwand!

Aber siehe nur, wie schön sie sind! rief Chärea; — wie idealisch! wie ganz Grazie! Jede mit ihrem eigenen charakteristischen Reize, jede durch sich selbst schön, und dennoch durch eine Art von Widerschein von ihrer Nachbarin verschönert!

Es ist wahr, Chärea — Aber ihr reichen Leute habt Unrecht, diese Künstler so theuer mit ihren Werken zu machen. Zehen Minen wären immer genug für einen Mahler. Er soll auch das Vergnügen, das er unter einer so schönen Arbeit genießt, für etwas rechnen! — Vier Talente, Chärea! für eine Augenlust, die in wenig Wochen ihren Reiz für dich verloren haben wird! Wie viel Glückliche hättest du mit dieser Summe machen können!

NACH einiger Zeit kam ich auf ein großes Gut, das dieser Chärea am Korinthischen Meere besitzt. Ich fand da einen seiner Pächter, einen wackern alten Mann mit weissen Haaren, der traurig vor seiner Thür saß, und sich die Augen auswischte, wie er mich gewahr wurde.

Ich bat ihn, daß ich mich zu ihm setzen dürfte, und fragte ihn nach der Ursache seines Kummers.

„Ach, Fremdling, sprach er, ich habe meine Tochter verloren! — ein Kind von vierzehn Jahren, das beste, angenehmste Mädchen, das jemahls gewesen ist. Alle jungen Leute in der Gegend sagten, daß sie einer Oreade gliche, wenn sie an Festtagen mit andern Mädchen ihres Alters in Reihen tanzte. Ich hatte meine

Lust daran, sie tanzen zu sehen. — So war ihre Mutter ehmahls gewesen! — Es war ein gutes Mädchen; häuslich, arbeit-sam, von der besten Mutter erzogen — ach! die ich jetzt glücklich preise, daß sie den grausamen Tag nicht erlebt hat. Seeräuber entführten mein Kind, da es am Ufer Muscheln suchte, um eine kleine Grotte in unserm Garten auszuschnücken, worin ich in der Mittasghitze zu ruhen pflege". —

Ich erkannte den Vater in der Wärme des Gemählde's. Aber seine Tochter hätte zehnmahl weniger liebenswürdig seyn können, als er sie beschrieb, ohne daß ich weniger Antheil an seinem Schmerze genommen hätte.

Armer Vater! rief ich, und wischte die Augen: aber war denn kein Mittel, eure Tochter wieder zu bekommen? Wars nicht möglich sie los zu kaufen?

„Ach! antwortete er seufzend, ich versuchte alles. Sie forderten zwey Talente. Das Mädchen ist schön, sagten sie; ein Satrape des großen Königs würde uns

noch mehr für sie bezahlen. — Es war mir unmöglich, nur die Hälfte dieser Summe aufzubringen. Das Verlangen, mein Kind wieder zu haben, machte mich unsinnig. In dieser Verwirrung lief ich zu meinem Herrn nach Korinth. — Er ist unermesslich reich, dacht' ich; deine Thränen, deine weissen Haare werden ihn erweichen. Wie oft giebt er zwey Talente aus, um sich eine vorüber rauschende Lust zu machen! Vielleicht bewegst du ihn, daß er eben so viel thut, sich das Vergnügen zu machen, einem alten Vater sein Kind, die einzige Freude seines Alters, wieder zu schenken! — — Ich warf mich zu seinen Füßen. Aber alles war umsonst. — Ich hätte besser auf meine Tochter Acht geben sollen, sagte er. — Es durchbohrte mir das Herz, da er es sprach; und wie kalt er dabey aussah! Ich darf nicht daran denken”!

Der alte Mann weinte, da ers sprach; und ich — wenig fehlte, daß ich wie A j a x O i l e u s zu rasen angefangen hätte. Ich fluchte in der Erbitterung meines Herzens dem ersten der jemahls gemahlt hatte, und allen Mahlern, seinen Nachfolgern,

und allen Angehörigen ihrer Zunft, die Farbenreiber selbst nicht ausgenommen.

Wie ich wieder allein war, und mein Blut sich abgekühlt hatte, verwandelte sich mein Zorn gegen die Reichen in Mitleiden. Ich bejammerte sie, daß eben das, was sie glücklich machen sollte, sie für das göttliche Vergnügen Gutes zu thun unempfindlich macht. Die armen Leute! Sie haben so viel Bedürfnisse! ihre Sinne, ihre Fantasie, ihre Leidenschaften, ihre Grillen, ihre Bequemlichkeit, ihre Eitelkeit, — haben so viel Forderungen zu machen, daß ihnen für die Forderungen der Menschlichkeit nichts übrig bleibt.

Wie gern wollt' ich euch eure Paläste, Gärten, Gemählde, Statuen, Gold, Silber und Elfenbein, eure Gastmähler, Concerte, Schauspiele, Tänzerinnen, Affen und Papagayen gönnen, wenn es nur von mir abhinge nicht daran zu denken, daß zehn tausend arme Geschöpfe eurer Art nicht haben, womit sie sich der Beleidigungen des Wetters und der unfreundlichen Jahreszeit erwehren können, — weil

Ihr in marmornen Palästen wohnt; nicht haben, womit sie ihre Blöße decken, — weil eure Sklaven in prächtigem Gewande schimmern; nicht genug haben, um sich zu sättigen, — weil Ihr in Einem Gastmahle den wöchentlichen Unterhalt von Tausenden verschlingt.

Ich haß' es diese Gedanken fortzusetzen; ich besorge ich spiele mein Lied tauben Zuhörern. — Aber, was wollt' ich nicht thun wenn ich hoffen könnte, von jedem Hundert eurer Gattung — einen Einzigen zur Menschlichkeit zu bekehren!

Ich bitte dich, Chärea, dich und alle deine Brüder, sagt mir nichts davon, daß ihr durch den Gebrauch, den ihr von euren Reichthümern macht, den Fleiß, die Künste, die Handlung unterhaltet, und den Umlauf der Zeichen des Reichthums befördert, worin, wie ihr sagt, das Leben des Staats bestehe.

„Tausende und Zehntausende, sagt ihr, leben dadurch, daß wir bauen, Gärten anlegen, ein großes Haus unterhalten, eine unendliche Menge entbehrlicher Dinge nöthig haben“, u. s. w.

Darüber ist kein Streit zwischen uns. Aber, wenn ihr euch ein Verdienst daraus machen wolltet, so könnten der Seidenwurm und die Purpurschnecke mit gleichem Rechte behaupten, die vortrefflichsten und wohlthätigsten Geschöpfe in der

Welt zu seyn; denn wirklich leben etliche Millionen Menschen von der Arbeit, die ihnen diese beiden Arten von Gewürme verschaffen.

Nichts ist billiger, als dafs ihr eure Reichthümer, ihr möget sie nun geerbt, erworben, erschlichen, erkuppelt, geraubt, oder gefunden haben, zur Belohnung derjenigen anwendet, die für eure Trägheit, Eitelkeit und Üppigkeit arbeiten.

Aber, mein lieber Chärea, es giebt Leute, die nungerade nichts beytragen können, deine Sinne oder deine Fantasie zu kitzeln, und die darum nicht minder Anspruch an deinen Überfluß haben. Der Unglückliche, dem du mit einem kleinen Theil davon die Ruhe wiedergeben kannst, die sein thränenbenetztes Lager flieht; — die unschuldige Schönheit, welche du von der Schmach, einem Parrhasius zum Modell seiner leichtfertigen Täfelchen ³⁾ zu dienen, und von einem noch

3) *Parrhasius—pinxit et minoribus tabellis libidines, eo genere petulantis joci se reficiens. Plin. Hist. Nat. Libr. 35.*

schimpflichern Mißbrauch ihrer Reizungen, mit der Hälfte dessen, was dir ein solches Täfelchen kostet, befreyen könntest; — der verlassene Waise, dem Dürftigkeit und Verachtung den Muth niederschlägt, und aus welchem deine Hülfe dem Staat einen guten Bürger, vielleicht einen großen Mann, einen Aristides, einen Sokrates erziehen könnte; — haben diese alle kein Recht an deinen Überfluß?

Ihr Söhne des Glücks könnt sonst sehr fertig rechnen. Rechnet doch einmahl, wie viel tausend Geschöpfe eurer Gattung darben müssen, damit Einer von euch jährlich vierzig oder fünfzig Talente verzehren könne! Solltet ihr nicht Gutes thun, wenn es auch nur wäre, um den Haß von euch abzuwälzen, den der Anblick eurer Wolüste und Verschwendungen dem größten Theil eurer Mitbürger einflößen muß, der mit der sauersten Arbeit seinen Kindern kaum so viel Brot erwerben kann, als ihr täglich euern Hunden zur Suppe reichen laßt? —

Denkt ein wenig hierüber nach, wenn ich bitten darf!

WIE? es sollte also nicht auch schöne Seelen geben, wie es schöne Gesichter giebt, die der Kunst nichts schuldig, und gerade darum nur desto schöner sind?

Ich widerlegte einsmahls einen Sofisten, der die Bewegung aus der Welt hinaus demonstrierte, indem ich vor den Augen des Narren auf und ab ging.

Soll ich euch auf die nehmliche Art beweisen, daß es solche schöne Seelen giebt?

Ich werde euch vielleicht zu schiefen Urtheilen Anlaß geben: doch, denkt davon was ihr wollt; unsre Meinungen von einander können euch und mich nicht schlechter machen als wir sind. Überdies erkläre ich hiermit, daß ich mein Geschichtchen allein der schönen Psyche

und ihres gleichen erzähle. Ich kann niemanden verbieten zuzuhören; aber das versichre ich, daß ich keine Sylbe darum mehr noch weniger sagen werde, und wenn mir der ganze hohe Rath der Amfyktionen zuhörte.

Ich hielt mich ehemahls (wie ihr wißt — oder noch nicht wißt) zu Athen auf, um von Plato reden, und von Anthisthenes leben zu lernen. Einsmahls fügte sichs, daß ich Abends, zwischen Dämmerung und Nacht, ganz allein unter den Säulengängen des Keramikus herum schlenderte. Es war schon dunkel in der Halle, außer daß der stark erleuchtete Sahl eines nicht allzu nahen Gebäudes einige Stellen etwas heller machte.

Mit Hülfe dieser schwachen Helle sah ich einen Schatten auf mich zu schleichen, der sich im Annähern in eine weibliche Gestalt, und diese in die liebliche Figur eines Mädchens von sechzehn Jahren ausbildete. Sie war so leicht bekleidet, daß einem Theil ihrer Füße, und einem Busen wie man der Hebe zu geben pflegt, wenig zur Bedeckung blieb; und ihre lan-

gen blonden Haare flogen ungebunden um ihren Nacken.

Dieser Anblick setzte mich in einige Verwirrung; aber das war noch nichts. Das Mädchen breitete seine aufgestreiften Arme, deren Weisse aus der Dunkelheit hervor glänzte, mit jammervoller Geberde gegen mich aus, und sank mit dem Gesicht auf meinen Arm hin. Meine Verwirrung stieg aufs äußerste.

Jedoch faßt' ich mich ohne langes Besinnen. Ich schlang meinen rechten Arm um ihren Leib, drehte sie zugleich mit mir selbst um, und führte sie gerades Weges in eine kleine Hütte, die ich im Keramikus gemiethet hatte. Folgsam liefs sie sich führen, ohne ein Wort zu sagen. Sie schien ohne Kräfte und vom Kummer erdrückt.

Wir kamen in meiner Zelle an. Ich setzte sie auf eine Art von Ruhebett, das, im Vorbeygehen zu sagen, nichts weniger als geschickt war wollüstige Ideen zu begünstigen. Ich machte Licht; und nun betrachtete ich meinen Fund mit aller Aufmerksamkeit die er zu verdienen schien.

Das Mädchen flößte mir — ich weiß nicht was ein, das mich weichherziger machte als ich gewöhnlich bin. Es war ein überaus angenehmes Gemisch von Mitleiden und Liebe. — Damit ich es ungestört genießen könne, gab ich ihr, unter dem Vorwande daß es kühl sey, eine Art von Mantel, womit sie ihren Busen und ihre Füße bedecken konnte.

Sie schien mich mit einiger Verwundrung anzusehen. Sie versuchte etwas zu sagen; aber ein Strom von Thränen erstickte ihre Stimme. Ich nahm sie in meine Arme, küßte sie, bat sie mit der sanftesten Stimme, die mir möglich war, Zutrauen zu mir zu fassen. — Sie schien sich aus meinen Armen winden zu wollen, aber so schwach, daß ein andrer es für eine Aufmunterung genommen hätte. Ich dachte anders. Ich glaubte, in ihren halb erloschnen Augen die Merkmahle einer schönen Seele zu sehen.

Ich konnte mich betrogen haben. — Denn die Umstände, — und der schöne Busen, und was Vater Homer ihre Rosenarme und Silberfüße genannt haben wür-

de, — arbeiteten, die Wahrheit zu sagen, gewaltig in meiner Einbildung. Allein ich überliefs mich mit vollem Vertrauen meiner Empfindung, und ihr werdet aus dem Erfolg sehen, ob ich mich betrogen habe.

Das erste, was das Mädchen nöthig zu haben schien, war einige Erfrischung; denn sie hatte das Ansehen einer gänzlichen Erschöpfung. Ich eilte also — Aber in der That, ich bitte euch um Verzeihung; ich vergesse, daß ich dieses Nachbild eines Originals, an dessen kleinste Züge ich mich mit Vergnügen erinnere, nicht für mich selbst mache.

Das Mädchen kam, nachdem sie etwas Speise und ein wenig Wein gekostet hatte, so gut wieder zu sich selbst, daß sie mir ihre Geschichte erzählen konnte. Mit niedergeschlagenen Augen hob sie an — Aber die Grazie in ihrem Ausdruck, in ihrer Stimme, in ihrem ganzen Wesen, kann ich zum Unglück nicht in mein Nachbild übertragen.

„**D**IE schöne Lais ist meine Mutter. Ich wurde bey ihr erzogen, und lebte in dieser frohen Unwissenheit meiner selbst, die das Vorrecht der Kindheit ist, bis ich denjenigen verlor, der die Gutherzigkeit hatte sich für meinen Vater zu halten. Er war aus Sicilien, und man sagte dafs er reich und von edler Geburt wäre. Ich war kaum sieben Jahre alt da er starb. Nach und nach erkaltete die Zärtlichkeit meiner Mutter für mich; andere Liebhaber verdrängten das Bild dessen, der nicht mehr war; und endlich hörte ihr Herz gänzlich auf, ihr etwas für die arme Laidion zu sagen. Ich grämte mich sehr darüber; aber ich mußte meine Thränen verbergen; die blofse Spur davon in meinen Augen zog mir Ungewitter zu. Im übrigen hielt sie mich den andern Mädchen gleich die ihr aufwarteten, und wir hatten Lehrmeister im Singen, Tanzen und Lautespielen“.

Du spielst die Laute, kleine Grazie?
(rief ich) und singst? — Hier ist eine Laute;
ich bitte dich —

Das Mädchen hatte die Gefälligkeit ihre Erzählung zu unterbrechen. Sie sang mir Anakreons süßestes Liedchen, — rather selbst, welches? — und begleitete es auf der Laute mit Fingern, deren jeden eine eigene Seele zu beflügeln schien.

O Weisheit! O Anthisthenes! wo waret ihr damahls? — Für mich eben so, als ob nichts, das euch gliche, jemahls in der Welt gewesen wäre.

Ich suchte meine Seele auf den Lippen der schönen Sängerin.

Laß mich in meiner Erzählung fortfahren, sagte sie lächelnd, indem eine liebliche Röthe ihr ganzes Gesicht überzog.

Ihr Erröthen brachte mich plötzlich wieder zu mir selbst, und eine natürliche Folge davon war, daß ich wenigstens eben so sehr erröthete als das Mädchen.

Sie fuhr fort: „Ich war vierzehn Jahre alt, als ich von der schönen *Lais* einem jungen Athener übergeben wurde, der mich, wie er sagte, heftig liebte. Die schöne *Lais* sagte mir, da er mich wegführte, ich hätte ihn hinführo als meinen Gebieter anzusehen.

„Mein neuer Gebieter verbarg seine Gewalt über mich unter die zärtlichsten Liebkosungen. Meine Tage flossen unter immer abwechselnden Ergetzungen vorbey. Ich war mit meinem Zustande zufrieden, ohne an die Zukunft zu denken. *Glykon* hatte Ursache mit meiner Gefälligkeit vergnügt zu seyn; aber wenn die Liebe das ist, was in *Saffo's* Liedern glüht, so ist mein Herz unfähig, sich diese Leidenschaft mittheilen zu lassen. *Glykon* würde es gethan haben, wenn es möglich wäre. Oft mußt' ich ihn das Lied an *Faon* singen, worin die Wuth der Leidenschaft so feurig ausgedrückt ist; und allemahl wurde er unwillig, nichts von allem was ich sang in meinen Augen zu finden. Endlich ward ich gewahr, daß seine Liebe lauer zu werden anfang. Der zärtliche Ton, auf den sie gestimmt ge-

wesen war, verwandelte sich in einen scherzhaften und muntern, — der mir, aufrichtig zu reden, nur desto besser gefiel. Aber auch dieses dauerte nicht lange” —

Kurz, (denn ich merke, daß ihr zu gähnen anfangt) die schöne Bacchis entführte meinem kleinen Mädchen ihren Liebhaber, und die Komödie war aus.

Das Mädchen, wie ich euch sagte, erzählte sehr artig, — weil die kunstlose Offenheit der Jugend, ihre Blicke, ihr Ton, und ein gewisses — wie nennt ihrs? das ich sehr stark empfand aber nicht beschreiben kann, ihre Geschichte interessanter machten als sie an sich selbst war. — Denn in der That, meine Herren, ihr habt Recht; es war (Dank sey euern Bemühungen!) ein sehr alltägliches Märchen. — Überdies öffnete sich zuweilen in der Hitze der Erzählung der Mantel ein wenig, den ich ihr umgeworfen hatte, und ihr begreift, daß eine solche Kleinigkeit in gewissen Umständen keine Kleinigkeit ist.

Ich hätte ihr die ganze Nacht durch zugehört; aber euch kann es unmöglich so seyn. Ich lasse mir und euch Gerechtigkeit widerfahren, und ich wünsche, im Vorbeygehen, daß alle Erzähler — Dichter oder Geschichtschreiber — die Gütigkeit haben möchten, sich daraus eine kleine Lehre zu nehmen.

Das Mädchen fuhr fort, mir begreiflich zu machen, wie es zugegangen, daß sie mir in dieser nehmlichen Nacht in einer Halle des Keramikus in einem so verdächtigen Aufzug in die Arme gelaufen sey.

Ich denke, ich könnte diese Lücke eurer eignen Einbildungskraft auszufüllen überlassen. Wenn ihr euch vorstellet, daß Glykon sie endlich, seiner neuen Buhlschaft zu Gefallen, an einen seiner Freunde, — dieser, weil sie ihm nicht wohl begegnete, an einem Bildhauer, — und der Bildhauer, nachdem er etliche Modelle von ihr genommen, an einem Mädchenhändler verkauft habe, dem sie, da er sie wieder an einen alten Seefahrer von Efesus gegen Levantische Waaren austauschen wollte, gestern Nachts entlaufen sey, und sich den fol-

genden Tag über unter den Ruinen eines alten eingefallenen Gebäudes verborgen gehalten habe, — oder so was dergleichen, — so hättet ihr nahe zu an die Wahrheit gerathen.

Dem sey wie ihm wolle, die junge *Lais* befand sich nun unter meinem Schutze, und ich glaubte verbunden zu seyn, mich ihrer so gut ich immer könnte anzunehmen. Ich war damahls nicht viel reicher als ich dermahlen bin. Mitleiden und guter Rath war das beste, womit ich ihr dienen konnte.

Vielleicht kann das, was ich ihr sagte, (wenn anders eine Abschrift dieser Schreibtafel auf die Nachwelt kommen sollte) in vielen Jahrhunderten einem jungen Geschöpfe nützlich seyn; es sey nun, daß sie sich in einer ähnlichen oder in der allgemeinen Schwierigkeit der Personen ihres Geschlechts und Alters, — in der Ungewissheit was sie mit ihrem Herzen anfangen solle, — befinde. In dieser Voraussetzung widme ich hiermit den nächst folgenden Abschnitt dem schönern und zärtlichen Theil der Nachwelt zu behut-

samem Gebrauch, mit der Bitte, die Philosophie, die ich sie darin lehre, für sich allein zu behalten, und weder ihren Müttern, noch viel weniger ihren Liebhabern das geringste davon merken zu lassen.

17.

Das Vergangene, sagte ich zu dem Mädchen, war die Folge des Unglücks, die schöne Lais zur Mutter gehabt zu haben. Bemühe dich, es in jeder andern Absicht zu vergessen, als in so fern deine Erfahrung dir fürs Künftige nützlich seyn kann. Dieß allein muß nun dein Augenmerk seyn; es wird meistens von dir selbst abhängen. Ein so schönes Geschöpf — ich konnte mich nicht verhindern sie auf die Stirn zu küssen indem ich es sagte — ist ganz gewiß zu etwas besserm gemacht, als einem Glykon zu einem Spielzeuge oder einem Kalamis zum Modell zu dienen. Die Natur hat viel für dich gethan, meine Liebe, das Glück nichts; aber, launisch wie es ist, wird es durch unverhoffte Zufälle seine bisherige Nachlässigkeit verbessern.

Es hat den Anfang damit gemacht, daß

es mich in deine Hände fallen liefs, sagte das Mädchen.

Verdiente das nicht wieder einen Kuß?

Deine Zukunft, fuhr ich fort, wird von dem Gebrauch abhängen, den du von dem einen und dem andern machen wirst. Weil es Nahmen von schlimmer Vorbedeutung giebt, so wollen wir immer damit anfangen, deinen Nahmen zu ändern. Laidion soll in Glycerion verwandelt werden; und als Glycerion will ich dich mit einem meiner Freunde bekannt machen, der (gegen eine kleine Erkenntlichkeit vielleicht) großmüthig genug seyn wird, dich unter der Aufsicht einer alten Freygelassnen aus seinem Hause nach Milet zu führen, wo du, mit allem versehen was die Anständigkeit erfordert, durch eine stille und eingezogene Lebensart am ehesten Aufmerksamkeit erregen wirst. Es giebt eine gewisse Art sich zu verbergen, um desto besser gesehen zu werden. In kurzem werden die Liebhaber so dicht, wie die Bienen um einen Rosenstrauch, um deine Hütte flattern.

Ihre Absicht — merke dirs wohl, gutes Mädchen! — ist weder schlimmer noch besser, als dich so wohlfeil zu haben als möglich: die deinige muß seyn, dich so theuer zu verkaufen als du kannst. Dein eigenes Herz wird dir hierin vielleicht am hinderlichsten seyn. Wehe dir, wenn es zur Unzeit oder für einen Gegenstand gerührt würde, wobey nur die Augen ihre Rechnung fänden! Eine Schöne hat tausend Dinge zu verschenken, die von keiner Erheblichkeit sind; aber ihr Herz muß immer in ihrer Gewalt bleiben. So lange du dieses Palladion erhältst, wirst du unbezwinglich seyn. Bemühe dich, allen deinen Liebhabern gut zu begegnen, ohne Einen zu begünstigen. Theile die Gnaden, die du, ohne dir selbst zu schaden, verschenken kannst, in unendlich kleine Theilchen. Ein Blick sey schon eine große Gunst; und den Zwischenraum vom gleichgültigen zum aufmunternden, und von diesem zum zärtlichen, fülle, wenn es seyn kann, — und ich dachte, ein schönes Mädchen sollte es können — mit hundert andern aus, die stufenweise sich von dem einen entfernen und dem andern nähern. Aber hüte

dich, bey diesem Spiele deine Absicht merken zu lassen: das wäre so viel, als wenn du sie warntest, sich in Acht zu nehmen. Gleich schädlich würde es seyn, wenn du die Meinung von dir erwecktest, als ob dein Herz nicht gerührt werden könne. Laß einem jeden, der es werth zu seyn scheint, einen Strahl von Hoffnung, daß es möglich sey dich zu gewinnen; aber dabey richte alle deine Bewegungen so ein, daß es immer in deiner Macht bleibe, denjenigen zu begünstigen, der zärtlich und schwach genug ist, sich und sein Glück deinen Reizungen auf Gnade oder Ungnade zu ergeben; — wohl verstanden, daß, nach bedächtlichster Abwägung aller Umstände, der Mann und sein Glück das Opfer werth sey, das du ihm dagegen von dir und deiner Freyheit machst. Einen solchen, wenn die Wunde, die ihm deine Augen geschlagen haben, zu schwären anfängt, kannst du mit gehöriger Vorsicht merken lassen, daß du fähig bist zärtlich zu seyn. —

Aber mir fällt auf einmahl ein, daß du mir sagtest, du könntest nicht zärtlich seyn.

Sie erröthete — Ich glaubte es, flüsterte sie.

Ich nicht, sagte der Sohn des Iketas, indem er ihr mit einem Blicke, der ein Mittelding von Zärtlichkeit und Muthwillen war, in die Augen sah.

Sein Knie berührte von ungefähr das ihrige in diesem Augenblicke.

Er fühlte es zittern.

Willst du nicht fortfahren zu reden? sagte sie.

Ich muß vorher wissen, ob du zärtlich seyn kannst.

„Und wenn du es wüßtest“? —

So muß ich wissen, wie sehr du es seyn kannst.

Ihr Mantel hatte sich, indem sie ihn um ihre Knie zusammen zog, oben ein wenig aufgethan. — Eine süße Verwirrung zitterte in ihren glänzenden Augen.

Der Sohn des Iketas war damahls fünf und zwanzig Jahr alt.

Seine Neugier hätte nun schweigen sollen.—Hatte sie nicht Ursache dazu?

18.

O Clycerion, warum bin ich nicht Herr
von einer Welt, -- oder, so stark der Ab-
fall ist, -- nur der Herr eines kleinen Mei-
erhofs, der für dich und mich groß genug
wäre; der einen Garten hätte, und ein
kleines Feld, uns zu nähren, und Gebü-
sche, unser Glück vor den Augen des
Neides zu verbergen!

Es ist ein schwaches Ding, lieben Leute, um unser Herz. Und doch, so schwach es ist, und so leicht es uns irregehen macht, ist es die Quelle unserer besten Freuden, unserer besten Triebe, unserer besten Handlungen.

Unmöglich kann ich anders, ich muß den Mann, der das nicht verstehen kann, oder nicht verstehen will, — bedauern oder verachten.

Indessen wollte ich, daß sich die Schönen warnen ließen, auf keine vermeinte Erfahrung hin jemahls zu versichern, daß sie sich für unfähig hielten bis auf einen gewissen Grad gerührt zu werden.

Ein sanfter Schlummer unterbrach die Unterweisung des Freundes, und die Lehrbegierde des Mädchens.

20.

WIE schwer hast du dirs gemacht, allzu schwacher Schüler des weisen Antisthenes, in deiner Unterweisung fortzufahren, wo du sie gelassen hattest!

Liebste Glycerion, sagte ich endlich, so sehr ich dich liebe, so muß ich doch, wenn meine Liebe nicht die Wirkung des Hasses haben soll, — fortfahren. — Ach, Glycerion! morgen werden wir uns nicht mehr sehen.

„Nicht mehr sehen? — Und warum nicht“?

Weil meine Gegenwart deinem künftigen Glücke hinderlich wäre.

„Was für einem Glücke? — Ists dein Ernst? Kannst du an unsre Trennung denken“?

Ich mußs! Meine Umstände — —

„Werd' ich deinem Glücke schädlich seyn, Diogenes“?

Nein, Glycerion, das Glück und ich haben nichts mehr mit einander zu schaffen. Ich wär' es, der dem deinigen im Lichte stände.

„Wenn dieß dein Beweggrund ist, so höre mich an, lieber Diogenes! — Ich wünsche mir kein andres Glück, als bey dir zu seyn. Du verdienst eine Freundin, an deren Busen du die Ungerechtigkeit des Glücks und der Menschen vergessen kannst. Denke nicht daß ich dir zur Last fallen werde; ich kann weben, sticken, spinnen“ — Vortreffliches Geschöpf! — Lange widersetzt' ich mich. Aber Clyce-
rion blieb entschlossen.

Sagt nun, ihr, denen die Natur ein fühlendes Herz gab, hätt' ich mich geirret, da ich die Zeichen einer schönen Seele in ihren Augen wahrzunehmen glaubte?

Wir beschworen den Bund ewiger

Freundschaft. Wir entfernten uns von
 Athen. Die Welt wußte nichts von uns,
 und wir vergaßen der Welt. Drey glück-
 liche Jahre — Meine Augen lassen mich
 nicht fortfahren. —

SIE ist nicht mehr, die zärtliche Glycerion! — mit ihr verlor ich alles was ich noch verlieren konnte. Ihr Grab ist das einzige Stück Boden auf der Welt, das ich mein zu nennen würdige. Niemand weiß den Ort als ich. Ich habe ihn mit Rosen bepflanzt, die so voll blühen wie ihr Busen, und nirgends so lieblich düften. Alle Jahre im Rosenmonde besuch' ich den geheiligten Ort. Ich setze mich auf ihr Grab, pflücke eine Rose — So blühest Du einst, denke ich, — und zerreiße die Rose, und verstreue die Blätter auf dem Grab' umher. — Dann erinnr' ich mich des süßen Traums meiner Jugend, und eine Thräne, die auf ihr Grab herab rollt, befriedigt den geliebten Schatten.

22.

WENN ihr nicht gerührt seyd, so ist es meine Schuld nicht; aber ich vergeb' es euch. Ihr habt keine Glycerion verloren, — oder habt keine zu verlieren, — oder verdient keine zu bekommen.

Ich weiß ein hübsches Märchen, das mir meine Amme zu erzählen pflegte, wie ich noch klein war; — vielleicht würde es euch belustigen. Es steht euch von Herzen zu Dienste.

Aber da kommt der gute **Xeniades**, und nimmt mir die Schreibtafel.

Du bist eine so gute Art von Sterblichen, sagte Xenia des, nachdem er die Geschichte der Glycerion gelesen hatte. — Ich kann es nicht ausstehen, daß die Welt dich in einem falschen Lichte sehen soll.

D. Und warum sieht sie mich in falschem Lichte?

X. Vergieb mir, mein Freund; ich ehre dich so herzlich, daß ich mich selbst überzeugen möchte du habest keinen Fehler.

D. Aber warum das, guter Xenia des? — Bin ich nicht ein Mensch? Darf ich nicht so gut Thorheiten und Fehler haben als andre?

X. Du willst mich nicht verstehen, Diogenes —

D. Ich verstehe dich wohl, aber ich

kann eine gewisse Art von Gleifsney nicht leiden, die ich in unsrer Familie—ich meine die Familie des Deukalion und der Pyrrha—herrschen sehe. Ist die Rede überhaupt von den Schwachheiten, Fehlern und Gebrechen der menschlichen Natur, so gesteht jedermann das er die seinigen auch habe, das er deren viele habe. Aber gebt diesen Schwachheiten oder Fehlern ihren rechten Nahmen, leset das ganze Register von Stück zu Stück ab, und haltet bey jedem Umfrage; so wird sich kein Mensch auch nicht zu einem einzigen von allen bekennen wollen. Welche Ungereimtheit! — Ich hasse sie von Herzen! Ich entferne mich in vielen gleichgültig scheinenden Dingen von den Regeln der Gewohnheit. Mann nennt mich deswegen einen Sonderling, und wer nicht so höflich seyn will, einen Narren.—Gut! Ich bekenne mich dazu. Das ist nun meine Schellenkappe. Schadet sie jemanden?—Ich sehe ganz Korinth mit Thorheiten und Lastern erfüllt, die ihren Besitzern, andern ehrlichen Leuten, und dem gemeinen Wesen selbst verderblich sind. Man sieht ihnen ruhig zu; und

mir will man nicht zwey oder drey Grillen zugestehen, von denen keine lebende Seele, nicht die Seele einer Schmeißfliege, Schaden hat!

X. Aber das wirst du mir doch eingestehen, daß ein vortrefflicher Mann es desto mehr wäre, wenn er gar keine Flecken hätte?

D. Gesetzt, Xeniades, daß dieß möglich wäre, so ist die Frage, ob eine so große Vollkommenheit nicht das unfehlbarste Mittel wäre, sich einen allgemeinen Abscheu zuzuziehen? Wehe dem Manne, der so weise wäre, um den übrigen Sterblichen in keiner Schwachheit ähnlich zu seyn! Wie sollten sie ihn erträglich finden? Wie sollten sie ihm seine Vorzüge verzeihen können? Er muß sich die Freyheit, ihrer ungestört zu genießen, durch einige wirkliche oder vermeinte Thorheiten erkaufen, mit denen er gleichsam den allgemeinen Genius dieser sublunarenischen Welt versöhnt, und den übrigen Thoren das Recht giebt sich über ihn lustig zu machen. — Aber wirklich räum' ich dir schon mehr ein als ich schuldig bin, mein lieber Xe-

niades, indem ich dir zugebe, daß dasjenige, worin ich ein Sonderling bin, so schlechthin Thorheit oder Grille seyn müsse. Ich bin bereit, wenn du gerade nichts bessers zu thun hast, dir das Gegentheil zu beweisen. — Sage mir Stück für Stück, was die Korinther an mir aussetzen, und ich will dir sagen, was ich darauf zu antworten habe.

X. Sie sagen, zum Beyspiel, Diogenes sucht aus Hochmuth was besonders darin sich in Kleidung, Lebensart und Manieren von allen andern Leuten zu unterscheiden.

D. In allen diesen Punkten handelt er nach seinen Grundsätzen; er sucht also nichts — als mit sich selbst übereinzustimmen; und das ist freylich sonderbar genug! Aber wie kommen die ehrlichen Korinther dazu, die geheime Triebfeder meines Betragens so zuverlässig angeben zu können? — Doch wir wollen nicht über einen Punkt streiten, wo es so schwer ist einander zu überzeugen. — Gesetzt sie hätten Recht, so hiesse das weder mehr noch weniger, als

ihr Hochmuth finde nicht gut, daß der meinige eine andre Maske trage als er. — Aber, gerade von der Sache zu reden, würden nicht eure reichen Wollüstigen, selbst für ihren eigenen Vortheil, besser thun, wenn sie wenigstens in der Mäßigkeit meinem Beyspiel folgten? Wie viele von ihnen befinden sich bey der wohl schmeckenden Giftmische-
 rey ihrer Köche so wohl, als ich bey der einfältigen Nahrung, welche die Natur überall für mich zubereitet? Welcher unter ihnen allen, wenn er dem Komus nur zehen Jahre geopfert hat, dürfte es mit mir an Stärcke und Geschmeidigkeit aufnehmen, die Probe möchte nun mit den Spielen, die zu Olympia gekrönt werden, oder mit denen, wovon die Schönen Richterinnen sind, gemacht werden sollen?

Diese äußerste Mäßigung hat, nachdem ich ihrer einmahl gewohnt bin, nichts beschwerliches mehr für mich, und verschafft mir hingegen Vortheile, welche mit dem schalen Vergnügen, meinen Gaudien zu kitzeln, gewiß in keine Vergleichung kommen. Denn seitdem ich diese

Lebensart führe, die euch so armselig vor-
 kommt, bin ich immer munter und zu
 allem aufgelegt; mein Gemüth ist unbe-
 wölkt, meine Vernunft unbefangen, mein
 Herz fühlend, alle meine Kräfte stehen mir
 zu Gebot, und es hängt nicht von meinem
 Magen ab, ob ich ein Genie oder ein
 Dummkopf, ein angenehmer oder
 ein unerträgliches Gesellschafter für
 mich selbst und andere seyn soll. Die
 Schönheiten der Natur verlieren ihren Reiz
 nie für mich, und gegen ihre Abwechslungen
 bin ich abgehärtet. Ich kann Hitze und Frost
 ertragen, hungern und dursten, Wind und
 Wetter ausdauern, so lang' es die Na-
 tur eines Menschen ausdauern kann. Kurz,
 ich bin zu Erduldung aller Arten von Ar-
 beit und Schmerzen geschickter, und em-
 pfinde das Reizende der Wollust selbst
 desto lebhafter, je seltner ich sie koste.
 Laßt eure verzärtelten, mädchenhaften,
 nervenlosen, wetterlaunischen, kränkeln-
 den und schmachtenden Sybariten,
 denen ein geknicktes Rosenblatt auf ih-
 rem weichlichen Lager schon Schmerzen
 macht, laßt sie herbey schleichen, und
 sich in allen diesen Stücken mit mir mes-
 sen! — Es ist übrigens nicht mehr als bil-

lig, mein lieber Xeniades, als dafs es so ist; die Günstlinge des Zufalls würden gar zu viel Vorthelle über uns andere haben, wenn die Natur nicht auf sich genommen hätte, uns schadlos zu halten. — Und nun sprich selbst, sollte ich, dem Naserümpfen der Korinthier zu Ehren, der Stimme dieser guten Mutter ungetreu werden? — Diogenes ist zu sehr sein eigener Freund!

X. Du magst in der Hauptsache so unrecht nicht haben, Diogenes; aber was würde aus der Welt werden, wenn jeder mann nach deinen Grundsätzen leben wollte? Und hat die Natur, indem sie den Erdboden mit Gegenständen des Vergnügens für uns angefüllt, und den Menschen mit Witz und Geschicklichkeit ausgerüstet hat, tausend Künste zu erfinden, welche sich einzig mit Verschönerung seines Lebens beschäftigen; — hat sie dadurch nicht selbst zu erkennen gegeben, ihre Absicht sey nicht blofs dafs wir leben, sondern dafs wir auf die angenehmste Weise leben sollen?

D. Es liesse sich vielleicht manches gegen die Einbildung sagen, womit wir uns zu schmeicheln pflegen, als ob alles in der Welt um unsertwillen gemacht sey. Der Schluss, „ich kann etwas zu einer gewissen Absicht gebrauchen, also ist es dazu gemacht“, ist offenbar falsch; denn ich kann, zum Exempel, einen Becher für einen Topf gebrauchen, ob er gleich zum Trinkgeschirr bestimmt war. Die Frage bleibt immer: ob wir nicht viele Dinge durch den bloßen Gebrauch, den wir davon machen, schon missbrauchen?—Es käme auf besondere Untersuchungen an, in die wir uns jetzt nicht einlassen wollen; ich hab’ es auch zu Beantwortung deines Einwurfs nicht vonnöthen. ‘Gesetzt die Natur habe alle ihre Werke, mit allen Schöpfungen der Kunst, (welche in gewissem Sinne die Tochter der Natur genannt werden kann) zu unserm Gebrauch und Vergnügen bestimmt: so könnten wir sie hierin einem reichen Manne vergleichen, der ein großes Gastgebot angestellt, und dazu alle Arten von Gästen aus allerley Ländern, Völkern und Zungen, von allerley Klassen, Ständen, Geschlecht und Leibesbeschaffenheit, einge-

laden hätte. Natürlicher Weise würde er recht daran thun, so vielen und mannigfaltigen Gästen vielerley Gerichte, und alles in grossem Überflusse vorzusetzen. Nun stelle dir unter diesen Gästen irgend einen starken Kerl vor, der, nicht zufrieden mit dem was vor ihm stände, auch die entfernten Schüsseln alle zu sich raffte, und, ohne zu bedenken, daß nicht alles für ihn allein zubereitet worden, und daß er nur Einen Magen hat, oder daß gewisse Speisen nur für die schwachen und kränklichen Gäste aufgestellt sind, alles allein zu verschlingen suchte, bis er so voll wäre daß er das Überflüssige wieder von sich geben müßte — was würdest du von einem solchen Menschen sagen, oder wie meinst du daß er von dem Herrn des Gastmahls angesehen würde ⁴⁾?

X. Die Antwort giebt sich von selbst.

D. Und die Anwendung meines Gleichnisses auch. Eure Reichen, die ihre Spei-

4) Die Leser L u c i a n s werden sich erinnern wem diese Stelle zugehört.

sen aus allen Elementen und Himmelsgehenden zusammen suchen lassen, sind der Gast, der das ganze Gastmahl der Natur, wenigstens so viel an ihm ist, allein verschlingen will. Laßt einen jeden nach dem greifen, was ihm zunächst liegt, und nicht mehr essen als er bedarf um seinen Hunger zu stillen: so werden wir alle von der Tafel der Natur gesättigt aufstehen, werden uns alle wohl befinden, und niemand wird über Unverdaulichkeit klagen, oder seinen Mitgästen durch unziemliche Entladungen beschwerlich fallen. Das wäre alles, was daraus entstände, wenn jedermann nach meinen Grundsätzen lebte. — Aber sey immer unbesorgt, Xenia- des. Ich werde nie so viel Nachfolger bekommen, daß die dermahlige Verfassung der Welt darunter Gefahr liefe. Und wenn wir auch den unmöglichen Fall setzen, daß mein Beyspiel Kraft genug hätte, ein ganzes Volk zu meinem System zu bekehren; meinst du, daß es desto schlimmer für sie wäre? — Ich habe gute Lust — Aber, was ists? Hörst du nicht ein ängstliches Geschrey vom Ufer her? — Ich will dir meine Republik schuldig bleiben, Xenia- des — ich muß sehen was es ist.

Es war nichts — als eine kleine Barke, die an einer Klippe nah am Uferumschlug. Ich ward unter den Schwimmenden einer Person gewahr, welche nicht Kräfte genug zu haben schien das Ufer zu erreichen. In einem Augenblicke lag mein Mantel im Sande; ich sprang ins Wasser — Anständigkeit oder nicht! — Es kam jetzt darauf an das Leben einer menschlichen Kreatur zu retten.

„Es war also eine Weibsperson“?

Ich kann nichts dazu, daß es so war; indessen — glaubt mirs oder nicht — dacht' ich in diesem Augenblick nicht mehr daran, als an den Mann im Monde. — Ich lud sie auf meinen Rücken, und arbeitete mich mit ihr ans Ufer.

Sie in den Sand hinzulegen und davon

zu gehen, wäre unartig gewesen; man muß nichts Gutes halb thun. Ich trug sie also bis zum nächsten Grasplatze, der mit einigen Gebüschten bewachsen war.

Ihr könnt euch vorstellen, daß ich während allem dem Gelegenheit hatte, die Entdeckung zu machen, daß die Frau eine schöne Frau war. Interessiert sie euch nur weniger seitdem ihr das wißt? — Es ging mir wie euch.

Inzwischen war ich noch immer ohne Mantel. Die schöne Frau, und die Sorge sie wieder zurecht zu bringen, beschäftigte meine Aufmerksamkeit so sehr, daß ich nicht auf mich selbst Acht geben konnte — bis sie die Augen zu öffnen anfang.

Ich wollte wetten, daß sie nicht viel gesehen haben konnte, so schnell schloß sie die Augen wieder zu. Die Verwirrung, womit sie es that, machte mich stutzen; und jetzt ward ich erst gewahr, daß ich ohne Mantel war.

Ich erzähle euch die Sache mit allen ihren Umständen wie sie war, ohne das

geringste zu verschönern. — Ruhe indessen hier an der Sonne, und trockne dich so gut du kannst, sagte ich; ich gehe einen Augenblick meinen Mantel zu hohlen; denn ich will und mußs deine Augen sehen, und hören wozu ich dir noch weiter gut seyn kann.

Ich lief fort. In zehn Minuten hatte ich meinen Mantel wieder. Ich kam zurück. Sie hatte indessen ihr Oberkleid ausgewunden und gegen die Sonne ausgebreitet, und war im Begriff, sich hinter dem Gesträuche auch der übrigen zu entladen. Ein großer Busch hinderte sie mich gewahr zu werden, ungeachtet sie immer schüchtern um sich sah.

Ich blieb stehen, und — sah ihr zu. Ich sage euch weiter nichts davon, als — daß ich unter hundert jungen Menschen neun und neunzig und einem hätte rathen wollen, anders wohin zu sehen, oder lieber gar wegzugehen. Aber ein Mann von fünfzig Jahren, der seit mehr als zwanzig von Salat, Bohnen und Wasser lebt, darf eine jede schöne Statue ansehen, sie mag nun aus den Händen eines Al-

kamenes oder der Natur selbst gekommen seyn.

Endlich war das Oberkleid trocken. Sie wickelte sich darein ein, setzte sich an die Sonne, die sich schon zum Untergang neigte, und schien sich umzusehen wo ich bliebe.

Ich kam zum Vorschein. Sie erröthete, schlug die Augen nieder, und sah wie eine Person aus, die in Verlegenheit ist. Ich komme wieder, schöne Fremde, sagte ich, (hier klärte sich ihr Gesicht ein wenig auf, aber die Röthe nahm zu) um zu vernehmen worin ich dir weiter dienen kann.

Sie schwieg eine Weile. Wolltest du mir, sagte sie endlich, den Gefallen thun, und sehen was aus einer alten Frau geworden ist, die bey mir in der Barke war? Sie war meine Amme; ich hoffe sie ist gerettet.

Ich flog nach dem Ufer.—Alles war gerettet; nur von der alten Amme konnte niemand Nachricht geben. Die schöne Frau

weinte, da ich ihr diesen Bericht brachte; sie lief selbst ans Ufer, bat die Schiffer ihre Amme aufzusuchen, versprach Belohnung, und — weinte vielleicht noch, wenn nicht eine Kiste, die nicht weit von ihr im Sande lag, ihrer Aufmerksamkeit eine andere Richtung gegeben hätte. Sie gehörte ihr zu, und war mit Kleidern und tausend Sachen, die zur Rüstung einer schönen Frau gehören, bepackt. Zum Clücke war alles unbeschädigt. Ein Strahl von Freude entwölkte plötzlich ihr ganzes Gesicht; es war ein sehr liebliches Gesicht, das versichr' ich euch. Aber die Amme fand sich nirgends und die Sonne ging unter.

Die schöne Frau, ziemlich getröstet daß sie wenigstens ihre Kiste gefunden hatte, sagte mir den Nahmen einer Freundin, zu der ich sie führen sollte. Ein Schiffer, mit ihrer Kiste beladen, zeigte uns den Weg. Wir langten an; die schöne Frau dankte mir und ich — wünschte ihr eine gute Nacht. — Zum ersten Mahle schien sie mich mit Aufmerksamkeit und einem gewissen Erstaunen zu betrachten. Ruhe wohl, schöne Fremde, sagte ich und ging fort.

25.

Nun frage ich alle ehrlichen Leute, Griechen und Barbaren, Männer und Weiber, (die Zwitter und Kastraten mit eingerechnet) „was an der Geschichte, die ich eben erzählt habe, denn so sehr ärgerliches ist“?

Auf mein Wort, ich begreife nichts davon. Alle Umstände vorausgesetzt wie sie wirklich waren, seh' ich nicht, wie ich selbst, oder die schöne Frau, oder beide zusammen, uns anders hätten betragen sollen als wir thaten.

Indessen höret was geschah! Des folgenden Tages war die Sache in ganz Korinth ruchtbar: man sprach drey Tage lang von nichts anders als von Diogenes und der schönen Frau: man erzählte einander die Geschichte; jedes

verschönerte etwas daran, oder ersetzte einen mangelnden Umstand mit einem andern von eigner Erfindung; man setzte sie sogar in Verse, und gestern Nachts hörte ich sie auf der Gasse singen.

Aber das ist noch nichts. Man urtheilte auch darüber; man untersuchte, was Diogenes und die schöne Frau gethan hatten, was sie nicht gethan hatten, aus was für geheimen Bewegursachen und zu welchem Zwecke sie es gethan hatten; was sie unter diesen oder andern gegebenen Umständen hätten thun können, oder thun sollen, u. s. w. Man sprach für und wider davon, und die Stimmen fielen einhellig dahin aus: „Dafs Diogenes in dieser ganzen Sache weder als ein weiser noch als ein tugendhafter Mann gehandelt habe“.

Eine alte Dame fand sehr übel, dafs er seinen Mantel so spät gehohlt hätte. Was für eine Unvorsichtigkeit, wenn man der Sache auch den gelindesten Nahmen geben wollte! Wie war es möglich, das Vergessen seiner selbst so weit zu treiben? Er hätte die Frau, ehe

sie sich noch erhohlt hatte, ans Ufer hinlegen, und erst, nachdem er seinen Mantel wieder umgehabt hatte, an einem bequemern Platz tragen sollen.

Sie sind sehr gutherzig, Madam, sagte eine Andere: sehen Sie denn nicht, dafs man etwas mit gutem Bedacht vergessen kann? — und dafs es ihm gemüthlich seyn mochte, an das Nothwendigste nicht eher zu denken als bis es zu spät war?

Bey den Eleusinischen Göttinnen, schwor eine Dritte, er hätte sich nicht mehr vor mir sehen lassen dürfen, wenn ich die Fremde gewesen wäre!

Vermuthlich, nahm die Vierte das Wort, war die Dame aus einem Lande, wo man noch im Naturstande lebt.

Oder sie sah ihn für einen Satyr an, — sagte die Fünfte, eine grofse dicke Frau, welche die Miene hatte sich vor zehen Satyrn nicht zu fürchten.

Ich weifs nicht warum Sie rathen mögen, sprach die Sechste. Ich denke,

die Sache spricht von sich selbst. Wenn es nun der Geschmack dieser Dame so ist? Allen Umständen nach war es ohnehin so eine Dame, von — den Damen, bey denen es eben nicht viel zu bedeuten hat, ob man ihnen so gar regelmäfsig begegnet oder nicht.

So urtheilten die Damen von der ersten und zweyten Klasse zu Korinth; die Priesterinnen ausgenommen, welche gar nicht urtheilten, sondern sich nur nach allen Umständen erkundigten, und da sie hörten, dafs er ohne Mantel gewesen als die Dame zum ersten Mahl die Augen aufschlug, feuerroth wurden, die Hände vor die ihrigen hielten, und nichts weiter hören wollten.

In den männlichen Gesellschaften wurde die Sache aus einem andern Gesichtspunkte erörtert.

Warum erstreckte sich seine Dienstfertigkeit nur auf die schöne Frau? Warum liefs er die ehrliche Amme zu Grunde gehen? Sie mußte doch, wie der Er-

folg zeigte , seiner Hülfe eben so sehr benöthiget gewesen seyn!

Die Frage ist um so begründeter, setzte ein A n d r e r hinzu, da sich vermuthen läßt, daß die schöne Frau auch ohne seine Hülfe das Ufer würde erreicht haben.

Sie sind streng, meine Herren, sprach der Dritte: als ob es nicht natürlich wäre, sich lieber um eine schöne junge Frau als um ihre alte Amme Verdienste machen zu wollen, ha, ha, ha! — Der Mann lachte über seinen guten Einfall — Ha, ha, he! —

Zumahl, fügte ein V i e r t e r mit einer spitzfündigen Miene bey, da man nicht alle Tage einen so ehrbaren Vorwand findet, mit einer schönen Nymfe *in puris naturalibus* hinter eine Hecke zu gehen.

Ich weiß von guter Hand, liefs sich ein F ü n f t e r vernehmen, der erst kürzlich Rathsherr geworden war, daß sie über zwey Stunden allein bey einander im Gebüsche waren; und es könnten Zeugen aufgeführt werden, welche sei-

nen Mantel am Ufer und die Kleider der Dame an einem dürrn Aste gegen die Sonne haben hangen sehen.

Ich denke nicht gern das Ärgste, sprach ein Priester Jupiters, ein ernsthafter Greis — von vierzig Jahren, indem er sehr emphatisch auf sein gedoppeltes Unterkinn drückte. — Aber so wie die Menschen einmahl sind, hör' ich nicht gern von großmüthigen Händlungen reden, wenn ein Frauenzimmer, zumahl ein junges und schönes Frauenzimmer, dabey im Spiel ist. Es fällt so stark in die Augen, warum man sich, wie schon vor mir erinnert worden ist, um diese letzte Klasse so gern verdient macht. Ich möchte, wenn ernsthaft von der Sache gesprochen werden soll, wohl wissen, warum eine schöne Frau, in so fern sie eine schöne Frau ist, lebenswürdiger seyn sollte als ihre Amme? Ist die Amme nicht eben so wohl ein menschliches Geschöpf? Haben wir nicht die nehmlichen Pflichten gegen sie? Ist nicht in vorliegendem Falle die eine so hülfbedürftig als die andre? Ist nicht Frömmigkeit und Unsträflichkeit der Sitten dasjenige, was den wah-

ren Werth der Menschen bestimmt? Und hat eine junge oder schöne Frau dieser zufälligen Eigenschaften wegen etwa mehr Anspruch an Frömmigkeit und Tugend, als eine alte oder hässliche? — Natürlicher Weise ist eher das Gegentheil zu vermuthen. Ein tugendhafter Mann, wenn er *weise* ist, — und das muß er seyn, oder seine Tugend läuft alle Augenblicke Gefahr zu straucheln — würde in einem solchen Falle, wo er unter beiden wählen müßte, sich um so mehr für die *Amme* bestimmt haben, je *reiner* bey dieser seine Bewegungsgründe seyn konnten, je *erbaulicher* das *Beyspiel* gewesen wäre, das er dadurch gegeben hätte, und je weniger er dabey für seine eigene oder ihre Tugend zu *besorgen* gehabt hätte.

Vergieb mir, Vater der Götter und Menschen! — aber es ist mir unmöglich, deinen Priester länger so gravitatisch — Unsinn sagen zu hören. — Du sollst Recht haben, Priester Jupiters! Es ist nicht abzusehen, warum eine schöne junge Frau lebenswürdiger seyn sollte als ihre *Amme*; sie ist gar nicht lebenswürdig! —

Die Tugend der alten Amme, das ist die Sache! Welch ein Kleinod! Dieses hätte gerettet werden sollen! Laßt immerhin die schönen Frauen ertrinken! Was ist daran gelegen? Die Tugend gewinnt noch dabey! Was für Beyspiele wollten wir geben, wenn nichts als alte Ammen in der Welt übrig wären!—Diogenes hat weder als ein weiser noch tugendhafter Mann gehandelt; man giebt dir alles zu was du willst, Priester Jupiters, — nur schweige!

OHNE Ruhmredigkeit, das vorher gehende Kapitel ist eines von den lehrreichsten, die jemahls geschrieben worden sind, und ich rathe euch wohlmeinend, es mehr als Einmahl mit aller möglichen Aufmerksamkeit zu überdenken. Ein nur mittelmäfsig scharfsinniger Leser wird daraus, mit geringer Mühe, die Regeln verschiedener von den brauchbarsten und nützlichsten Künsten abstrahieren können; — als da sind die Kunst mit guter Art zu verleumden — die Kunst Begebenheiten in ein falsches Licht zu stellen, ohne an den Umständen etwas anders als Zeit und Ort zu ändern — die Kunst einer gleichgültigen und unschuldigen Sache einen Anstrich von Ärgerlichkeit zu geben — die Kunst individuelle Lügen durch allgemeine Wahrheiten aufzustützen; — lauter

Künste, die einen sehr ausgebreiteten Einfluss in das gesellschaftliche Leben haben, und von einer solchen Art sind, daß diejenigen, welche es darin auf einen gewissen Grad von Vollkommenheit gebracht haben, durchgängig so geheim damit thun, als gewisse Ärzte mit ihren *Arcanis*, weil sie den Nutzen, der daraus zu ziehen ist, für sich selbst behalten wollen. — Ich wiederhohl' es, es ist viel daraus zu lernen!

27.

Ich gestehe dir, Xenia des, ich unterlag der Versuchung, mich an der großen dicken Frau zu rächen, die mich mit einem Satyr verglichen hatte.

Du kennest ja die Lysistrata, die Gemahlinn des albernen Fokas? — Ich ging an einem dieser Tage, um die Zeit der Mittagsruhe, zu ihr. Die Hitze war sehr groß. Ich fand sie in einem kleinen Sahl ihres Gartens auf einem Faubettchen liegen. Ein junger Sklave — ein Mittelding von Knabe und Jüngling, der einem Mahler die Idee zum schönsten Bacchus gegeben hätte — kniete mit einem großen Luftfächer neben ihr, und zog sich zurück wie ich hinein trat. Ich sagte ihr, daß ich gekommen wäre, um eine von meinen Freundinnen in eine bessere Meinung bey ihr zu setzen, als worin sie,

unwissend warum , das Unglück hätte bey ihr zu stehen.

Sie schien nicht zu begreifen was ich wollte. Ich half ihrem Gedächtniß nach, und sagte ihr, die bemeldete Dame glaubte nicht ein so strenges Urtheil verdient zu haben, als neulich in einer gewissen Gesellschaft über sie ergangen wäre. In der That, setzte ich hinzu, wünschte ich zu wissen, wie *Lysistrata* in den nehmlichen Umständen sich anders hätte betragen wollen?

„Es ist meine Schuld nicht, daß die Gesetze des Wohlstands so streng sind“, sagte sie —

Redest du von dem Wohlstande, der aus der innern Schönheit der Gesinnungen und Handlungen entspringt, oder von dem eingebildeten Wohlstande, der bloß von der Meinung der Leute abhängt?

„Ich verstehe mich nichts auf eure Distinktionen, erwiederte die Dame. — Jedermann weiß, was man unter Wohlstand versteht, und alle Leute stimmen, glaub’

ich , überein , daß es gewisse Regeln giebt , von denen man sich nicht los zählen kann , ohne sich dem Urtheil der Welt auszusetzen”.

Du zielest vermuthlich auf den Umstand , daß ich ohne Mantel war , wie die Dame zum ersten Mahl die Augen aufschlug . Ich gestehe , es war nicht nach den Regeln ; allein die Umstände müssen mich entschuldigen , und ich dachte in der That an nichts böses .

„Die Rede ist nicht von dem , was du dachtest , sondern was du thatest” , sagte sie lächelnd .

Ich wollte für nichts stehen , schöne Lysistrata , wenn ich mich mit einer so reizenden Frau , als ich jetzt vor mir sehe , in so seltsamen Umständen befände .

„Ich sehe nicht warum du mich ins Spiel ziehen willst” , versetzte sie erröthend , indem sie ihr Halstuch , welches ein wenig in Unordnung war , so nachlässig zurecht machte , daß das Übel merklich größer wurde als es gewesen war .

Aber im Ernst, schöne Lysistrata, würdest du fähig gewesen seyn, einem Menschen, der dir das Leben gerettet hätte, eine solche Kleinigkeit nicht zu vergeben? Im Grunde war es doch immer die nichtsbedeutendste Sache von der Welt.

„Nicht so sehr als du dir einbildest“.

Aber warum das? — Ich müßte mir einen kleinen Begriff von der Tugend eines Frauenzimmers machen, wenn ich glaubte, daß ein Zufall dieser Art, wobey weder auf der einen noch andern Seite die mindeste Absicht war, fähig seyn sollte sie aus ihrer Fassung zu setzen.

„Wer sagt auch das? — Ich wollte nicht daß ihr euch für so gefährlich hieltet: aber was würde aus der Achtung, die man uns schuldig ist, werden, wenn wir so geneigt wären, wie deine Fremde, dergleichen Freyheiten, so wenig auch Absicht dabey seyn möchte, zu verzeihen“?

Vielleicht, schöne Lysistrata, sah sie ihren Retter für einen Satyr an, von dem sich kein so zartes Gefühl erwarten läßt?

Sie erröthete zum zweyten Mahle. — „Du bist boshaft, Diogenes“, sagte sie, indem sie sich etwas mehr auf meine Seite drehte, ohne Acht zu geben, daß diese Bewegung die Drapperie ihres linken Fußes in eine gewisse Unordnung brachte, welche ihrer ganzen Figur, so wie sie auf dem Ruhebette lag, zwar ein desto mahlerischeres Ansehen gab, aber doch Eindrücke machen konnte, welche sie, nach der Präsumzion die für eine tugendhafte Dame vorwaltet, vermuthlich nicht zu machen gesonnen war.

In der That, Lysistrata, sagte ich, einem Satyr ist vieles erlaubt, was man einem andern nicht vergeben würde. — Die Richtungslinie meiner Augen hätte sie aufmerksam machen sollen, wenn sie weniger zerstreut gewesen wäre. — Ich wollte dir, zum Beyspiel, nicht rathen, schöne Lysistrata, fuhr ich nach einer kleinen Pause fort, dich mit Vorsatz in die Stellung zu setzen worin ich dich wirklich sehe, wenn du dich in der mindesten Gefahr glaubtest von einem Satyr überrascht zu werden.

„Wer sollte sich einfallen lassen, sagte sie, indem sie sich mit einer angenommenen Verwirrung in sich selbst hineinschmiegte, daß die Philosophen für solche Kleinigkeiten Augen hätten! — Du trauest mir doch zu, daß ich nicht daran dachte, deiner Weisheit Zerstreuungen zu geben“?

Ich weiß nicht was du dachtest; aber ich weiß was ich zu thun hätte, wenn ich dich überreden könnte, mir die Vorrechte eines Satyrs zuzugestehen.

Die Dame sah mich mit einem kleinen Erstaunen, das nichts abschreckendes hatte, an. — Es war ein Blick, der in meinen Augen zu suchen schien, ob ich wirklich so viel fühle als ich sagte.

Da alles seine Grenzen hat, fuhr ich mit einem großen Seufzer fort, sollte nicht auch die Tugend die ihrigen haben? — Ich fühl' es zu sehr, schöne Lysistrata, als daß ich nicht wünschen sollte, dich davon überzeugen zu können.

Ich gab in diesem Augenblick nicht mehr auf meinen Mantel Acht, als die

Dame vor einigen Augenblicken auf ihre Tunika. — Sie hatte ihre Augen halb geschlossen, und ihr mit Gewalt aus seinen Fesseln sich drängender Busen hätte mich selbst beynahe aus meiner Fassung gesetzt.

O reizende Lysistrata, rief ich, indem ich mich ihr mit einer Bewegung näherte, als ob ich mir kaum verwehren könne sie zu umarmen, — warum kann ich dir nicht eine gelindere Denkungsart einflößen! Die strenge Tugend, von der du öffentlich Profession machst, — ich verehere sie, — sie zwingt mich dazu! — aber wie würd' ich dich lieben, wenn du fähig wärest, der armen Fremden den kleinen Fehler zu vergeben, der dir so anstößig gewesen ist! Wie bald könntest du das, wenn du nur selbst fähiger wärest, eine Schwachheit zu begehen!

„Ich verstehe dich in der That nicht, sagte sie; aber — du würdest mir einen Gefallen thun, wenn du mich allein lassen wolltest“.

Kannst du im Ernst einen so grausamen

Gedanken haben? sagte ich in einem tragischen Ton, indem ich eine ihrer Hände ergriff und mich vorwärts an den Rand ihres Ruhebettes setzte. —

Sie zog ihre Hand so unvorsichtig zurück, daß die meinige, indem sie der ihrigen folgte, auf einen Theil des besagten Busens zu liegen kam.

„Ich will nicht mit mir spielen lassen“, sagte sie.

Das ist es eben, was mich zur Verzweiflung treibt, rief ich: ich möchte unsinnig werden, daß ich mich selbst in eine solche Gefahr wagte, da ich doch so viele Ursache hatte, mir von deiner Tugend die fürchterlichsten Begriffe zu machen!

Sie schwoll vor Wuth auf, ohne zu wissen, wie sie mit Anständigkeit ausbrechen könne.

Du siehst, allzu reizende Lysistrata, wie viel mir noch fehlt, um so sehr Satyr zu seyn als ich aussehe. Aber gester-

he mir, würdest du nicht selbst so gut betrogen worden seyn als meine Fremde? —

Sie brach vor Zorn in Thränen aus.

Ich fühlte, daß ich schwach zu werden anfang, und stand auf.

In diesem Augenblick trat der Sklave herein, um der Dame etwas ins Ohr zu raunen. — So leise ich höre, so vernahm ich doch nichts als den Nahmen Diofant, — des Priesters, der nicht begreifen konnte, warum eine schöne Frau liebenswürdiger seyn sollte als ihre Amme. Der Knabe eilte mit einem Befehl wieder fort, von dem ich nichts verstehen konnte. Ich hatte keinen andern Wink vonnöthen. Ich hoffe, Lysistrata, sagte ich, daß ich dich mit der Gewißheit verlassen darf, dir eine bessere Meinung von mir und der schönen Fremden heygebracht zu haben. Der ehrwürdige Diofant kommt so gelegen, die Gemüthsverfassung, worin ich dich verlasse, zu bearbeiten, daß es unbillig wäre, ihn nur einen Augenblick aufzuhalten. Lebe wohl, schöne Unerbittliche! — Und damit ging ich fort, ohne ei-

nes Blicks oder einer Antwort gewürdiget zu werden.

Ich begreife nicht, sagte Xeniades, wie du so viel Gewalt über dich haben konntest, eine Rache zu nehmen, die dir wenigstens so beschwerlich seyn mußte, als der Dame selbst.

Du kannst nicht glauben, Xeniades, wie herzlich ich diese Gleifsnerinnen hasse! — so sehr, als ich Unschuld und wahre Tugend ehre. Die Begierde, sie die ganze Verachtung, die sie verdiente, fühlen zu lassen, machte mich zu allem fähig, ungeachtet ich dir gestehe, daß eine Art von Gutherzigkeit mir, da ich sie so schrecklich leiden sah, beynahe einen Streich gespielt hätte, den ich mir in meinem Leben nicht vergeben haben würde.

28.

WER es nicht selbst, oder doch etwas ähnliches erfahren hat, begreift nicht, was für ein Unterschied ist, nach dem Hafen zu gehen weil man da zu thun hat, oder auch nichts zu thun hat, und nach dem Hafen gehen zu müssen, um sich für zehn Jahre auf eine Galere schmieden zu lassen.

Ich selbst habe den Unterschied nie so lebhaft empfunden als dieser Tage, da ich auf einem meiner irrenden Spaziergänge in das Gehölze gerieth, welches sich nicht weit von Neptuns Tempel längs dem Ufer hinzieht, und, wie ihr wißt, den Nereiden geheiligt ist.

Indem ich nichts weniger dachte als auf eine alte Bekanntschaft in dieser wilden Gegend zu stoßen, erblickte ich einen

Mann von ungefähr fünf und dreyßig Jahren, übel gekleidet, ungekämmt, hager, blaß, hohlaugig, kurz, mit allen Attributen des Kammers und Elends, unter einen Baum hingeworfen. Er war im Begriff, mit einer Hand voll Wurzeln, die er eben ausgerauft hatte, und etliche Stückchen in Wasser geweichtem Zwieback seine Abendmahlzeit zu halten. Ich glaubte den Mann zu kennen, und da ich näher kam, sah ich mit einigem Erstaunen, daß es Bacchides von Athen war, dem kurz zuvor, eh' ich diese Stadt zum letzten Mahl verließ, ein Vermögen von wenigstens acht hundert Attischen Talenten von einem alten Wucherer, dessen einziger Sohn zu seyn er das Unglück hatte, erblich zugefallen war.

Wie treff' ich hier den glücklichen Bacchides an? und so allein, bey einer so frugalen Mahlzeit? — sagte ich.

„Glücklich! — Ach, Götter! rief er seufzend, diese Zeit ist vorbey, Diogenes! — denn der bist du, wenn mich anders meine Augen nicht täuschen“.

Ich wünsche, daß sie dich nie mehr getäuscht haben mögen, versetzte ich.

„Du kommst sehr gelegen: ich wollte dich aufsuchen; denn ich komme von Athen, mich in deine Schule zu begeben“.

So hast du eine vergebliche Reise gemacht; denn ich halte keine Schule.

„Ich werde also dein erster Schüler seyn. Ich will von dir lernen, wie du es machst, um in diesem dürftigen Zustande, worin du schon so viele Jahre lebst, glücklich zu seyn“?

Und wozu wolltest du diese Wissenschaft nützen?

„Wozu? — Ich dünkte, mein bloßer Anblick sollte diese Frage beantworten“.

Ich sehe wohl, daß einige Veränderung in deinen Umständen vorgegangen seyn muß.

„Eine sehr große, bey allen Göttern, eine sehr große! Du kanntest mich noch,

da ich Häuser, Landgüter, Bergwerke, Fabriken, Schiffe, kurz, genug hatte, um mich von dem größten Theil meiner Mitbürger beneidet zu sehen"—

Ohne Zweifel hattest du auch Bildsäulen, Gemählde, Persische Tapeten, goldene Trinkgefäße, schöne Sklaven, Tänzerinnen, Pantomimen—

„Die hatte ich, beym Jupiter! die hatte ich, und besser als jemand zu Athen“.

Ich bedaur' es.

„Ich finde nichts dabey zu bedauern, als daß ich sie nicht mehr habe“.

Beides! Aber durch was für Unglücksfälle—

„Ich will dir die Wahrheit gestehen, Diogenes,—auch ist es mein einziger Trost, daß ich meine Reichthümer doch g e n o s s e n habe!—Keine Unglücksfälle,—Pracht, Aufwand, Feste, Gastmähler, Buhlerinnen, haben mein Vermögen aufgezehrt. Zehen glückliche Jahre—wie kann ich

ohne Verzweiflung an das denken; was ich jetzt bin! — Zehen glückliche Jahre brachte ich ununterbrochen mit Komus und Bachus und Amorn und der lachenden Venus und mit allen Göttern der Freude zu”.

Und diese freundlichen Götter halfen dir in zehen Jahren ein Vermögen von acht hundert Talenten verschlingen?

„Wenn es noch einmahl so viel gewesen wäre, ich würde mit ihnen Mittel gefunden haben, es gegen Freunde und Wollüste zu vertauschen. Ich gesteh’ es, ich war ein unbesonnener Mensch; ich dachte nicht an die Zukunft.”

Und jetzt, da du gezwungen bist an sie zu denken, was sind deine Anschläge?

„Ich habe keine, Diogenes, ich weiß mir nicht zu helfen”.

Du wirst dir doch mit so vielem ausgeworfenen Gelde, so viel Festen und Gastmählern, Freunde gemacht haben?

„Freunde so viel du willst; aber seit-

dem ich nichts dergleichen mehr zu geben habe, kennt mich keiner mehr".

Das hättest du in der Akademie — oder, weil du vermuthlich kein Liebhaber von graubärtiger Gesellschaft warest, von zwanzig ehmahligen Glücklichen, welche sich bey dir eingefunden haben werden, lernen können, ohne es auf die eigene Erfahrung ankommen zu lassen. — Doch ich will die Vorwürfe, die du dir vermuthlich selbst machst, nicht durch die meinigen vermehren. Die Frage ist, was wir nun anfangen? Du würdest doch zufrieden seyn, wenn dir irgend eine wohlthätige Gottheit dein verlornes Vermögen wieder gäbe?

„Welch eine Frage! — Leider! kenne ich nur keine so freygebigen Wesen".

Du irrest, Bacchides; der Fleiß ist dieser hülfreiche Gott! Arbeit und Mäßigkeit sind ergiebige und unerschöpfliche Goldgruben, in denen der ärmste Sohn der Erde graben darf so viel er will.

„Aber ich mag nicht graben, mein guter Diogenes; und wenn ich wollte, so kann ich nicht; alle Arten von Arbeit wollen gelernt seyn, und ich — ich habe nichts gelernt“.

Ich will zugeben dafs du keine Kunst verstehst, die dich nähren könnte; aber du hast Verstand, du kannst reden; — widme dich der Republik; bewirb dich um das Vertrauen der Athener —

„Du scherzest gar zu bitter, Diogenes! Wie wollte ich die Athener überreden können, ihre Sicherheit, ihre Wohlfahrt, ihre gemeinen Einkünfte, einem Menschen anzuvertrauen, der sein eigenes Erbgut nicht zu erhalten gewußt hat“?

Es dürfte schwer halten.

„Zudem muß man eine Menge Dinge wissen, um die ich mich nie bekümmert habe, wenn man den Staatsmann machen will“.

In deinen Umständen wenigstens; ohne Vermögen ist freylich ordentlicher

Weise kein andres Mittel sich empor zu schwingen, als Verdienste. — Wir wollen diesen Vorschlag aufgeben. — Aber du kannst ja Kriegsdienste nehmen.

„Als Gemeiner? — Lieber wollt' ich mich auf eine Ruderbank vermiethen! Als Officier? — Dazu gehört Geld oder Unterstützung, oder persönliches Verdienst“.

Wohlan! wenn dir von dem allen nichts gefällt, so sind noch andre Auswege übrig. — Sie sind nicht so ehrenhaft: aber wo man so wenig Wahl hat — Zum Beispiel, reiche Damen, die zu den Jahren gekommen sind, wo man den Werken der goldenen Venus entweder entsagen, oder seine Liebhaber erkaufen muß — Du schüttelst den Kopf?

„Ach Diogenes! Auch diesen armseligen Ausweg hab' ich mir gesperrt. — Die Damen, von denen du sprichst, fordern viel; — du kannst dir doch einbilden, daß ein Mensch, der in zehn Jahren acht hundert Talente durchgebracht hat, zu keinem solchen Amte taugt“ —

O, die Vortheile des Reichthums! —
Ich gestehe dir, ich bin am Ende meiner
Anschläge.

„Du hast das alles nicht nöthig, wenn
du mich lehren willst, wie Du es machst,
um in eben so dürftigen Umständen als
die meinigen, so glücklich zu seyn, wie
du es wenigstens zu seyn scheinst“.

Ich bin es in der That; aber laß dir
sagen, daß du irrest, wenn du mich in
dürftigen Umständen glaubst. Hierin be-
trügt dich der Schein. Ich bin reich,
mein guter Bacchides! — reicher, denk'
ich, als der König von Persien — denn
ich bedarf so wenig, daß ich das, was
ich bedarf, allenthalben finde, und ich
werde nicht gewahr daß mir etwas mang-
le. Diese Begnügbarkeit erhält mich so
gesund und stark wie du mich siehest.
Nicht selten reiß' ich, aus Mitleiden,
oder um mir Bewegung zu machen, dem
schwitzenden Sklaven die Mühle aus der
Hand, und mahle für ihn.

„Sonderbarer Mann“! — rief Bacchides
aus.

— Du glaubst nicht, Bacchides, wie viel darauf ankommt, daß das Instrument, worauf unsre Seele spielen soll, wohl gestimmt sey. Gesund am Leibe, gesund am Gemüthe, gesund im Kopfe, — etliche Grane Narrheit ausgenommen, um die ich mich nicht desto schlimmer befinde, — ohne Sorgen, ohne Leidenschaften, ohne beschwerliche Verbindungen, ohne Abhängigkeit, wie sollt' ich nicht glücklich seyn? Ist nicht die ganze Natur mein, in so fern ich sie genieße? Welch eine Quelle von Genuß liegt nur allein im sympathetischen Gefühle! — Ich besorge du kennest diese Quelle nicht, Bacchides! — Und zu allem dem hab' ich einen Freund.

„Indessen lebst du doch von Bohnen und Wurzeln, bist in Sacktuch gekleidet, und wohnest, wie man sagt, in einem Fasse“ —

Wenn du mir Gesellschaft leisten willst, so werden wir in meinem Sommerhause wohnen; es liegt nicht weit von hier am Ufer, und hat die prächtigste Aussicht von der Welt; denn für unser zwey ist

meine Tonne zu enge. Es ist zwar in der That nur eine Art von Höhle, von der Natur selbst ausgegraben; aber ich habe alle nöthige Bequemlichkeiten darin, dürre Baumblätter zum Lager, und einen breiten glatten Stein zum Tische.

„Ich nehme dein Anbieten an, in der Hoffnung, daß du großmüthig genug seyn werdest, einem Unglücklichen das Geheimniß nicht zu versagen, das du besitzen mußt, um dir einbilden zu können, daß du reich und glücklich seyst“.

Ich konnte mich des Lachens nicht erwehren. — Du sprichst ja, als ob du dir einbildest, ich trage A m u l e t e oder magische Zeichen bey mir, welche diese Kraft hätten. Um dir nicht zu schmeicheln, Bacchides, mein Geheimniß ist das einfältigste Ding von der Welt, aber es läßt sich nicht mittheilen. Meine Grundsätze lassen sich freylich lehren: aber um ihre Wahrheit zu fühlen wie ich sie fühle, und so glücklich durch sie zu seyn wie ich, muß uns die Natur eine gewisse Anlage gegeben haben, — die du vielleicht nicht hast. — Doch,

machen wir immer eine kleine Probe! Gefällt es dir bey mir; gut! — Wo nicht, so wird uns der Zufall etwan einen andern Asuweg zeigen.

29.

HILF mir lachen, guter Xenia des;
ich habe auf einmahl meinen Gast und
einen Schüler verloren.

Die erste Nacht, die er in meiner Grotte zubrachte, konnt' er keinen Schlaf finden; und doch hatte der Homerische Ulysses selbst, da er an die Fränkische Küste geworfen wurde, kein besseres Nachtlager als ich ihm zubereitete. Man merkte wohl, daß der Mensch auf weichen Polstern und Schwanenfellen zu liegen gewohnt war. — Eine Nachtigall sang zum Entzücken nicht weit von unsrer Höhle. Höre, sagte ich, die freundliche Sängerin, welch ein schönes Schlaflied sie uns singt! — Er hörte nichts, oder er fühlte doch nichts bey dem was er hörte.

Des folgenden Morgens nahmen wir

ein leichtes Frühstück von Brombeeren, die wir im Gebüsche pflückten; ich gab ihm ein wenig Brot aus meiner Tasche dazu. Er fand mein Frühstück in der That sehr leicht, und dachte mit Seufzen an die Mahlzeiten seines glücklichen Zustandes, und an die wenige Wahrscheinlichkeit, auf den Abend eine bessere zu finden als sein Frühstück war.

Ich fing an mit ihm zu filosofieren; ich bewies ihm, daß ein Mensch in seinen jetzigen Umständen der glücklichste von der Welt seyn könne, so bald er wolle. Er schien mir aufmerksam zuzuhören, er fand meine Gründe unwidersprechlich, aber sie überzeugten ihn nicht. Unter diesen Reden kamen wir an einen Ort, wo ihm Gegenstände in die Augen fielen, die ihn ganz andersinteressierten als meine Philosophie.

Unweit meiner Höhle hat ein alter Fischer seine Hütte. Er hat drey junge Töchter, welche meinem Athener (einem feinen Kenner schöner Formen) in ihrem schlechten Anzuge merkwürdig genug vorkamen, um sie näher in Augenschein zu

nehmen. Die Mädchen saßen vor der Hütte unter einem Baum und strickten Netze. Bacchides fand, daß die eine so schöne Arme wie Juno, die andere einen Wuchs wie eine Nymfe, und die dritte ein Paar viel versprechende Augen hatte. Ich hatte noch nie darauf Acht gegeben.

Du lächelst, Xeniades! Hab' ich dir jemahls eine Schwachheit, die ich hatte, verborgen? — Der alte Fischer hat auch eine Frau, die Mutter dieser Mädchen, welche sich, im Nothfall, nicht übel schicken würde eine Dämonen vorzustellen; aber damahls war sie nicht zugegen.

Auf den Abend nöthigte mich Bacchides ihn in die Stadt zu führen. Er schien mit der Scharfsichtigkeit eines Habichts auf Beobachtungen auszugehen; aber er sagte mir nichts von denen die er machte. Eh' ich mirs versah, verlor ich ihn von meiner Seite. Eine Weile darauf sah ich ihn mit einem Sklaven reden. Er flog zu mir, wie er mich wieder gewahr wurde. Ich habe einen Fund ge-

macht, rief er mir mit einem Ausdruck von Freude und Hoffnung zu, der wieder Leben und Farbe in sein Gesicht brachte. — Und was ist das für ein Fund? fragte ich. — Ein junger Mensch, sagte er, der das Vergnügen liebt, oder, was eben so viel sagt, der ein junger Mensch ist, will sich diesen Abend mit seinen Freunden in geheim ergetzen; und sein Vater, ein reicher Filz, soll nichts davon wissen. Er hat einen vertrauten Sklaven ausgesickt, ihm einen bequemen Ort ausfindig zu machen; aber alle, die in den Vorschlag kamen, hatten ihre Schwierigkeiten.

Ich sagte dem Sklaven, ich wisse eine vortreffliche Gelegenheit; und nun geht er es seinem Herrn zu melden, welcher mich ohne Zweifel zu sich bitten lassen wird.

Du bist erst vier und zwanzig Stunden hier, rief ich, und kennest die Gelegenheiten schon! Darf ich fragen —

Warum nicht? fiel er mir ins Wort: ich hoffe du wirst nicht so albern seyn, eine Gelegenheit, satt zu werden und dich

zu belustigen, fliehen zu wollen. Die Hütte unsers Fischers ist groß genug zu unserm Vorhaben. Der alte Mann ist weggegangen, seine Fische ich weiß nicht wo zu verkaufen. Das Mädchen mit den versprechenden Augen sagte mir ins Ohr, er würde erst übermorgen wieder kommen.

Und wo sprachst du sie? fragte ich.

„Ich fand einen Augenblick dazu, da du auf deiner Streu ein wenig Mittagsruhe hieltest. Die Mädchen sind so lebhaft wie das Element an dem sie geboren wurden, wahre Nymfen! von der gefälligsten Art, denk' ich; und die Mutter scheint der Freude auch noch nicht entsagt zu haben“.

Du bist ein guter Beobachter, Bacchides, sagte ich; und nun haben wir auf einmahl dein Talent gefunden. Gelegenheit machen ist an einem Orte wie Korinth kein unergiebiges Handwerk, und wirklich das einzige, das einem Manne von deiner Art übrig bleibt. Ich sehe, daß du meiner nun weiter nicht bedarfst; ich werde dich den Weg, den du gehen

willst, allein machen lassen. — Gehabe dich wohl, Bacchides! — Aber kaum kann ich dir verzeihen, daß du mich durch deine neu angesponnene Intrigue um mein Sommerhaus bringst. Es hatte eine so schöne Lage! — Nun werd' ich es nicht mehr sehen; denn nicht alles, was dem Bacchides anständig seyn mag, geziemt dem Diogenes.

30.

JA, Filomedon, ich behaupte es: der elendeste Wasserträger in Korinth ist ein schätzbarer Mann als du!—Du wirst mir meine Freyheit vergeben,—oder wenn du böse darüber würdest, so wirst du mir doch erlauben daß ich — nichts darnach frage.

„Das wollen wir sehen“, sagte Filomedon mit trotziger Miene.

Ich habe so wenig zu verlieren, junger Mann, daß es nicht der Mühe werth wäre mich vor jemand zu fürchten. — Fy, wer wollte böse darüber werden wenn man ihm die Wahrheit sagt! —

„Unverschämter Geselle“—!

Du scherzest, Filomedon: die Wahrheit von dem, was ich sagte, fällt so stark in die Augen, daß dich alle deine Eigen-

liebe nicht blind genug machen kann, sie nicht zu sehen. Der Wasserträger, so ein armer schlechter Kerl er ist, nützt doch dem gemeinen Wesen; aber wozu nützeest Du? — Komm, keinen kindischen Trotz! Wir wollen freundschaftlich von der Sache sprechen. — Du verzehrest alle Jahre zwanzig Talente, das beträgt beynahe fünf hundert Drachmen auf jeden Tag.

„Und es verdriest dich, daß du es nicht auch so machen kannst, Diogones, nicht wahr? Du könntest wenigstens mein Tischgenosse seyn, wenn du wolltest; aber dazu bist du zu stolz“.

Nicht eben zu stolz, Filomedon, aber zu bequem. Seitdem ich die Beschwerlichkeiten der Sklaverey gekostet habe, wollt' ich das Glück, mein eigener Herr zu seyn, nicht gegen alle Schätze Asiens vertauschen.

„Gerade so denk' ich auch, Diogenes. Ich bin reich; ich genieße meines Reichthums, und andere genießen ihn mit mir, Er verschafft mir Ansehen, oft auch Einfluß. Ich habe nicht nöthig erst zu erwer-

ben, was mir das Glück freywillig zuge-
worfen hat. Warum sollt' ich nicht eben
so gut mein eigener Herr seyn dürfen
als du"?

Der Schluss von mir auf dich geht nicht
an; der Unterschied ist zu groß zwischen
uns. Du ziehest jährlich zwanzig Attische
Talente aus dem Staate; ich nichts.

„Ich ziehe meine Einkünfte nicht vom
Staate; sie sind mein Eigenthum“.

Beides geht mit einander. Sie sind dein
Eigenthum, es ist wahr; aber nur kraft
des Vertrags, welcher zwischen den Stif-
tern der Republik getroffen wurde, da
sie die erste Gütertheilung vornahmen.
Deine Vorfahren bekamen ihren Antheil
unter der Bedingung, daß sie so viel, als
in ihren Kräften wäre, zum Besten des
Staats beytragen sollten. Dieser Vertrag
dauert noch immer fort. Wer Vortheile
aus dem Staate zieht, ist ihm auch Dien-
ste schuldig.

„Ziehst du etwa keine Vortheile aus
dem Staate“?

Welche zum Fxempel?

„Du lebst doch, und man lebt nicht von Luft. Du gehst frey und sicher unter dem Schutze der Gesetze herum.—Rechnest du das für nichts“?

Es ist etwas, Filomedon; aber es ist doch nicht mehr als mir die Korinthier schlechterdings schuldig sind. Das wenigste, was ich nach dem Gesetze der Natur an ihnen zu fordern habe, ist, daß sie mich ungekränkt leben lassen, wenigstens so lang' ich ihnen nichts böses zufüge.

„Warum sollten sie das mir nicht eben so schuldig seyn als dir, ohne daß ich ihnen mehr Dienste zu thun brauche als du“?

Sie sind es auch; aber du würdest übel zufrieden seyn, wenn sie dich damit abfertigen wollten. Du forderst noch gar viel mehr von ihnen. Andre müssen deine Felder hauen, andre deine Herden hüten, andre in deinen Fabriken arbeiten, andre die Kleider weben die du anziehst,

oder die Teppiche womit du deine Zimmer belegst, andre deine Speisen bereiten, andre den Wein pflanzen den du trinkst; kurz, alles was du nöthig hast, — und wie viel Bedürfnisse hast du nicht! — das müssen dir andere verschaffen: du allein legst dich hin und thust nichts, nichts auf der Welt als essen, trinken, tanzen, küssen, schlafen, und dir aufwarten lassen; und dieß alles kraft deiner zwanzig Attischen Talente, an die du kein andres Recht hast, als was dir der gesellschaftliche Vertrag und die daher fließenden bürgerlichen Gesetze geben; ein Recht, welches, wie ich sagte, gewisse Pflichten von deiner Seite voraussetzt, deren Beschaffenheit du vermuthlich in deinem ganzen Leben nie so ernsthaft in Überlegung genommen hast, als den Küchenezettel, über den du dich alle Morgen mit deinem Hausmeister berathschlägst.

„Mich dünkt, Diogenes, du vergissest, daß alles, was mir andre thun, entweder durch Sklaven geschieht, die ich dafür ernähre, oder durch Freywillige, die ich dafür bezahle“?

Das wickelt dich noch lange nicht heraus, mein guter Filomedon. — Wer giebt dir ein Recht, Menschen, welche von Natur deines gleichen sind, als dein Eigenthum anzusehen? — „Die Gesetze“, wirst du sagen; — aber gewiß nicht das Gesetz der Natur, sondern Gesetze, welche ihre Verbindlichkeit eben demjenigen ausdrücklichen oder stillschweigenden Vertrage zu danken haben, auf den sich die ganze bürgerliche Verfassung stützt. Denn was anders als diese nöthigt deine Sklaven zu einem Gehorsam, den sie dir bald aufkündigen würden, wenn sie nicht durch eine so furchtbare Macht im Zaum gehalten würden? — Und kannst du dir einbilden, daß unter allen den Freygebornen, welche dir um Belohnung arbeiten, nur ein einziger sey, der dessen nicht lieber überhoben wäre, wenn ihn nicht dringende Bedürfnisse, oder die Begierde sich zu bereichern, zu deinem freywilligen Sklaven machten? Meinst du nicht, die meisten, anstatt durch die beschwerliche Arbeit etlicher Tage dir kaum den zehntausendsten Theil deiner Einkünfte abzuverdienen, würden weit lieber, an deinem Platze, zwischen der lä-

chelnden Venus und dem Bachus, dem Geber der Freude, auf einem wollüstigen Ruhebette liegen, und für die zwanzig Talente, welche sie jährlich ohne die geringste Mühe einzunehmen hätten, — (denn auch diese überträgt du deinem Verwalter) — zehntausend andre Menschen für sich arbeiten lassen? — Ja, es ist kein Zweifel, daß die meisten, wenn sie dürften, die ganz einfältige Überlegung machen würden, sie könnten sich diese Mühe ersparen, wenn ihrer etliche zusammen träten, und sich deines Vermögens mit Gewalt bemächtigen. Was anders sichert dich gegen diese Gefahr als die bürgerliche Polizey und der Schutz der Gesetze, von deren Handhabung die ganze Gültigkeit des Vertrags, ich arbeite dir damit du mich bezahlest, abhängt?

Und gesetzt auch, du hättest keine Gewalt zu besorgen, so würden eben diese Leute, von denen du, gegen einen kleinen Theil deines Geldes, Nothwendigkeiten, Bequemlichkeiten und Wollüste eintauschest, dir ihre Waaren oder ihre Arbeit in einem so übermäßigen Preise verkaufen, daß deine zwanzig Talente

kaum für die Bedürfnisse einer Woche zureichten, — wenn es nicht abermahl eine Wirkung der Polizey wäre, daß die Preise der Arbeiten und Waaren nicht von der Willkühr der Arbeiter und Verkäufer abhängen,

Gestehe also, Filomedon, daß du von der bürgerlichen Gesellschaft, wovon du ein Mitglied bist, so große und wesentliche Vortheile ziehest, daß dir ohne sie alles Gold des Königs Midas wenig helfen würde. Ist aber dieses richtig, so brauchen wir weiter keinen Beweis, daß der erste beste Lastträger zu Korinth mehr Verdienste hat als du. Denn für den dürftigen Unterhalt, den ihm die Gesellschaft reicht, arbeitet er zu ihrem Dienste. Du hingegen, dem sie zwanzig Talente jährlich zu verzehren giebt, thust nichts für sie; oder wenigstens ist dein ganzes Verdienst um den Staat das Verdienst einer Hummel, welche den besten Theil des Honigs, den die arbeitenden Bienen mühsam zusammen tragen, verzehrt, ohne etwas anders dafür zu thun, als dem Staate junge Einwohner zu verschaffen; — und erlaube mir zu sagen, daß

du auch dieses nicht thun würdest, wenn der Reiz des Vergnügens nicht mächtiger auf dich wirkte, als das Gefühl deiner Pflichten gegen die Gesellschaft.

Lafs uns noch einen Fall setzen, Filomedon, der so möglich ist, dafs wir in der That keine Stunde völlig sicher sind, ihn nicht vorkommen zu sehen. — Zehen tausend Menschen haben unstreitig neunzehntausend und achthundert Arme mehr als hundert Menschen. Nun ist nichts gewisser, als dafs gegen jedes Hundert deines gleichen in ganz Achaja wenigstens zehen tausend sind, welche bey einer Staatsveränderung mehr zu gewinnen als zu verlieren hätten. Gesetzt also, diese zehen tausend liessen sich einmahl einfällen, die Anzahl ihrer Arme auszurechnen, und das Facit ihrer Rechnung wäre, dafs sie sich ihrer Übermacht bedienten, euch Reiche aus euern Gütern hinaus zu werfern, und eine neue Theilung vorzunehmen? So bald der Staat ein Ende hat, fängt der Stand der Natur wieder an, alles fällt in die ursprüngliche Gleichheit zurück, und — kurz, du würdest keinen gröfsern Antheil bekommen, als der ehr-

liche Handwerksmann, der deine Füße bekleidet. Dieser einzige kleine Umstand würde dich in die Nothwendigkeit setzen, entweder zu arbeiten, oder — von so wenigem zu leben als Diogenes; und vermuthlich würde dir das eine so fremd vorkommen als das andere.

Es ist wahr, ich habe einen Fall gesetzt, der, so möglich er ist, dennoch aus vielen Ursachen nicht sehr zu besorgen scheint. Aber, giebt es nicht noch viele andere Zufälle, die dich um dein Vermögen bringen können? Sehen wir nicht alle Tage Beyspiele von dergleichen Veränderungen? Und wie wolltest du dir in einem solchen Falle helfen?

Es ist also klar, dafs deine Unnützlichkeit ein eben so grosses Übel für dich selbst, als sie eine Ungerechtigkeit gegen den Staat ist, dem du für die Vortheile, die er dir gewährt, verhältnismässige Dienste suchuldig bleibst, ohne dich zu bekümmern wie du deine Schuld bezahlen wollest; — kurz, wir mögen die Sache wenden auf welche Seite wir wollen, so fällt die Vergleichung zwischen dir und dem Wasserträger immer zu Gunsten des letztern aus.

31.

„Bey allem dem, Diogenes, würdest du schwerlich lieber Wasserträger als Filomedon seyn wollen“?

Wenn ich dir die Wahrheit sagen soll, so möcht' ich weder das eine noch das andere seyn.

„Aber, weil du doch so viel von der Gleichheit hältst, warum forderst du von mir so viel, und von dir selbst gar nichts? — Ich sehe nicht, womit du dem Staate dienst; du treibst weder Kunst, noch Gewerbe, noch Wissenschaft, du bauest und pflanzest nicht, du verwaltest kein Amt, du thust nichts, nicht einmahl das, was du mir noch endlich zugestanden hast; du bist nicht einmahl eine Hummel im gemeinen Wesen. Womit willst du deine Unnützlichkeit rechtfertigen“?

Man ist niemanden mehr suchuldig als man von ihm fordert. Ich fordre von den Korinthern und von allen Griechen und Barbaren zusammen genommen nichts mehr, als, wie ich dir schon sagte, daß sie mich leben lassen. Ich bin ihnen also auch nichts weiter schuldig. Ich besitze keine Güter, ich habe keine Einkünfte, ich bedarf keines Schutzes; ich sehe also nicht, was Korinth oder irgend eine andere Partikulargesellschaft in der Welt an mir zu fordern haben sollte.

„Wenigstens hat Sinope, deine Vaterstadt, ein vorzügliches Recht an deine Dienste“. —

Gerade so viel als Babylon oder Karthago. — Da die Natur einmahl wollte, daß ich geboren werden sollte, so mußt' ich irgendwo geboren werden; der Ort selbst war dabey gleichgültig. Die Herren von Sinope wären sehr unhöflich gewesen, wenn sie meiner Mutter, die eine ehrliche hübsche Frau war, die Freyheit hätten versagen wollen, sich meiner in ihren Mauern zu entladen.

„Aber du wurdest doch zu Sinope erzogen. — Ist die Erziehung kein Vortheil“? —

Wenn sie gut ist; ich kann mich der meinigen nicht sonderlich rühmen. Meine eigentliche Erziehung empfing ich zu Athen vom Antisthenes, ohne daß ich den Athenern desto mehr Dank dafür schuldig bin; denn er hatte nicht mehr von ihnen als ich von den Korinthiern. Das übrige, und, die Wahrheit zu sagen, das beste, hab' ich meiner Erfahrung und mir selbst zu danken.

„Aber waren nicht deine Vorältern Sinopier? Warum sollte das Vaterland kein Vorrecht an seine Bürger haben“?

An seine Bürger? Unstreitig! — Aber die Geburt macht mich zu keinem Bürger eines besondern Staats, wenn ich es nicht seyn will. Frey, unabhängig, gleich an Rechten und Pflichten, setzt die Natur ihre Kinder auf die Welt, ohne irgend eine andere Verbindung als das natürliche Band mit denen, durch die sie uns das Leben gab, und das sympatheti-

sche, wodurch sie Menschen zu Menschen zieht. Die bürgerlichen Verhältnisse meiner Ältern können mich meines Naturrechts nicht berauben. Niemand ist befugt, mich zu zwingen dafs ich mich desselben begeben soll, so lange ich keine Ansprüche an die Vortheile einer besondern Gesellschaft mache. Kurz, es hängt von meiner Wahl ab, ob ich als Bürger irgend eines einzelnen Staates, oder als ein Weltbürger leben will.

„Und was nennest du einen Weltbürger“?

Einen Menschen wie ich bin, — der, ohne mit irgend einer besondern Gesellschaft in Verbindung zu stehen, den Erdboden für sein Vaterland, und alle Geschöpfe seiner Gattung — gleichgültig gegen den zufälligen Unterschied, welchen Lage, Luft, Lebensart, Sprache, Sitten, Polizey und Privatinteresse unter ihnen machen — als seine Mitbürger oder vielmehr als seine Brüder ansieht, die ein angebornes Recht an seine Hülfe haben wenn sie leiden, an sein Mitleiden wenn er ihnen nicht helfen kann, an sei-

ne Zurechtweisung wenn er sie irren sieht, an seine Mitfreude wenn sie sich ihres Daseyns freuen.

Vorurtheile, ausschliessende Neigungen, gewinnsüchtige Absichten, alle in ihren eigenen Wirbeln hinein ziehende Leidenschaften sind die gewöhnlichen Triebwerke unsrer Handlungen, so lange wir uns bloß als Glieder irgend einer besondern Gesellschaft ansehen, und unsre Glückseligkeit von der Meinung, welche sie von uns hat, abhängig machen. Sogar was man in diesen besondern Gesellschaften Tugend nennt, ist vor dem Richterstuhl der Natur oft nur ein schimmerndes Laster; und derjenige, dem Athen oder Sparta Ehrensäulen setzt, wird vielleicht in den Jahrbüchern von Argos oder Megara als ein ungerechter und gewaltthätiger Mann dem Abscheu der Nachwelt übergeben.

Der Weltbürger allein ist einer reinen, unparteyischen, durch keine unächte Zusätze verfälschten Zuneigung zu allen Menschen fähig. Ungeschwächt durch Privatneigung schlägt sein warmes Herz des

to stärker bey jeder Aufforderung zu einer Handlung der Menschlichkeit und Güte. Seine Zuneigung, seine Empfindlichkeit breitet sich über die ganze Natur aus. Mit einer Art von zärtlichem Gefühl sieht er die Quelle an, die seinen Durst löscht, und den Baum, in dessen Schatten er liegt; und der erste der sich zu ihm hinsetzt, käm' er von den Garamanten her, ist sein Landsmann, — und, wofern sein Herz ihn liebenswürdig macht, sein Freund.

Diese Art zu denken und zu empfinden hält ihn reichlich für die Vortheile schadlos, die er dadurch entbehrt, daß er sich nicht in die Leidenschaften und Absichten einer besondern Gesellschaft einflechten läßt.

Da er sich angewöhnt hat, außer dem Nothwendigen was die Natur bedarf, alles übrige, was Gemächlichkeit und Üppigkeit den Günstlingen des Glückes zu unentbehrlichen Nothwendigkeiten gemacht hat, entbehrlich zu finden, so hat er keine Mühe, allenthalben zu leben, ohne jemanden beschwerlich zu seyn. Im

Nothfall verschafft ihm die Arbeit eines Tages den Unterhalt einer ganzen Woche; und die Korinthier oder Athener werden nie so unfreundlich seyn, einem harmlosen Menschen, der niemanden im Wege steht, eine Hütte, oder wenigstens einen hohlen Baum, zur Wohnung zu versagen.

Übrigens ist ein Weltbürger, wie ich ihn schildre, kein so unnützlicher Mann, als man sich gemeiniglich einbildet. Es ist eure eigene Schuld, wenn ihr keinen Gebrauch von ihm macht. Er hat keine Vortheile davon euch zu schmeicheln, euch auf Abwege zu verleiten, euch in euern Thorheiten zu bestärken; ergewinnt nichts durch euern Fall; wer sollte sich also besser dazu schicken, euch die Wahrheit zu sagen, deren ihr am meisten vonnöthen habt? Und das wäre doch oft (wenn ihr klug genug wäret guten Rath anzunehmen) der wichtigste Dienst, den man euch leisten könnte.

Zum Beyspiel, damit du deine Stunde nicht ganz bey mir verloren habest, hätte ich gute Lust, Filomedon, dir eine

kleine Lehre mit nach Hause zu geben, welche — wenigstens zehn Talente werth ist; und von mir könntest du sie umsonst haben.

„Lafs hören, Diogenes“!

Du bist höchstens fünf und dreyßig Jahre auf der Welt, Filomedon; du bist also noch nicht zu alt, um ein rechtschaffener Mann zu werden. Danke die schlechten Gesellen ab, die alles bewundern was du sagst, und alles gut heißen was du thust, um sich alle Wochen zwey- oder dreymahl satt bey dir zu essen. Wende nur den sechsten Theil des Tages dazu an, dir die Kenntnisse zu erwerben, wodurch du dich dem gemeinen Wesen nützlich machen könntest. Da du einer der reichsten Bürger bist, so ist dir mehr als tausend andern daran gelegen, dafs es dem Staat wohl gehe, aus dem du so grofse Vortheile ziehst. — Oder trauest du deinem Kopfe nicht so viel zu, so bedenke, dafs die Natur, welche ihre übrigen Gaben, Schönheit, Stärke, Witz, Genie, theilt wie und wem sie will, — die Güte des Herzens in unsre eigene Gewalt

gegeben hat. Ein wohlthätiger Gebrauch
deines Reichthums — und Gelegenheiten
dazu wirst du nur zu häufig finden — wür-
de dir die Herzen deiner Mitbürger gewin-
nen, und deine Erhaltung zum Gegenstand
der allgemeinen Wünsche machen. Wer
wollte sich noch lange besinnen, ob er
einen so großen Vorthail um eine arme
Hand voll Goldes erkaufen wollte? —

Ob Filomedon diese guten Lehren des
wohlmeinenden Cynikers zu Herzen ge-
nommen? — Wir lesen nichts davon; es
ist möglich, aber nicht zu vermuthen.

EIN weiser Mann, lieben Leute, ist nichts weniger als ein H a s s e r d e r F r e u d e . — Schickt die finstern, hohlaugigen, milzsüchtigen Gesellen, welche das Gegentheil sagen, dem D e m o k r i t u s oder den Söhnen des H i p p o k r a t e s zu! — Sie haben keine Widerlegung, Niesewurz und blutreinigende Tränke haben sie vonnöthen.

Warum sollten wir die F r e u d e has-
sen? Was haben uns die Götter bessers
gegeben? Und warum haben sie uns über-
haupt dieses vorüber rauschende Daseyn
gegeben? — Wenn ihre Meinung nicht war,
daß wir uns dessen mit einander erfreuen
sollten, so hätten sie uns (aufrichtig zu
reden) ein sehr gleichgültiges Geschenk
gemacht.

W e i s h e i t ! T u g e n d ! — e h r w ü r d i g e

Nahmen, die so wenig Bedeutung auf den Lippen der meisten haben!—was seydt ihr anders, als du, der sicherste Weg zur Freude? und du, die beste Art ihrer zu genießen?

Was fordert die strengste Pflicht von der Obrigkeit eines Staats—als daß sie für das Wohl ihres Volks arbeite? Und wenn sie glücklich genug ist, ihm Sicherheit und Friede verschaffen zu können; wenn sie den Fleiß und die Künste aufmuntert, die Gewerbe befördert, die Wissenschaften ehrt, die Verdienste belohnt; wenn sie durch weise Anstalten für die Bildung derjenigen sorgt, in denen der aussterbende Staat wieder aufleben soll; wenn sie für die Gesundheit des Volks Sorge trägt; wenn sie in Zeiten des Überflusses dem künftigen Mangel zuvorkommt; wenn sie rechtschaffene Leute zu Handhabern der Gesetze und zu Beamten bestellt; wenn sie Vernunft, Sitten, Geschmack und Geselligkeit allgemein zu machen bemüht ist;—kurz, wenn sie nichts unterläßt, was ein wahrer Vater des Vaterlandes thun kann, und thun soll;—und wenn sie Weisheit, Macht, guten Willen und Glück genug hätte, al-

les dieses in dem höchsten Grade der Vollkommenheit, der sich denken läßt, auszuführen, — das ist, wenn es ihr möglich wäre, alles Übel von ihren Kindern zu entfernen, und ihnen den Genuß alles Guten zu verschaffen, welches die Götter überhaupt den Sterblichen zugemessen haben: — was hätte diese Obrigkeit anders gethan, als etliche hundert tausend oder Millionen Menschen in einen Zustand gesetzt, worin sie des Lebens froh werden könnten?

Jede öffentliche oder Privattugend hat zum Gegenstand etwas Gutes zu befördern, oder etwas Böses zu verhindern, oder zu vergüten; — und analysiert ihr dieses Böse und Gute, so löset sich immer jenes in Schmerz, und dieses in Vergnügen auf.

Warum schwitzt der emsige Hausvater, mit schwerer Mühe, ganze Wochen durch über seiner Arbeit? — Um sich an einem festlichen Tage mit seinen Haussgenossen der Freude zu überlassen.

Der müde Tagelöhner versingt aus vol-

ler Brust das Gefühl seines mühseligen Lebens. Mit einer Wollust, die den Lieblingen des Plutus unbekannt ist, öffnet er, unter einen schattigen Baum hingeworfen, seinen sonnegeschwärzten Busen dem kühlenden Zefyr, und wenn ihn unverhofft das braune Grasmädchen beschleicht, vergessen beide—unter unschuldign Scherzen vielleicht, als die eurigen sind, ihr Meister der feinsten Lebensart! — daß es Leute in der Welt giebt, welche glücklicher scheinen als sie sich in diesen Augenblicken fühlen.

Der N e p e n t h e, mit dem wir ein süßes Vergessen alles gegenwärtigen Kammers, alles vergangenen Leides, aller Sorgen der Zukunft einschlürfen, ist die F r e u d e.

Wie unglücklich würden neun und neunzig von hundert Theilen des menschlichen Geschlechts seyn, wenn die mitleidige Natur nicht von Zeit zu Zeit etliche Tropfen aus diesem ihrem Zauberbecher auf die Beschwerden ihres Lebens fallen liesse!

Wir Griechen sind so sehr davon überzeugt, daß F r e u d e das höchste Gut der

Sterblichen ist, daß wir uns, so oft einer dem andern begegnet, nichts bessers zu wünschen wissen als F r e u d e .

Was ist also der Mann, der nicht leiden will, daß wir dieser wohlthätigen Göttin opfern? — Er ist k r a n k , wie ich sagte, oder — er ist noch was ärgers — ein Schurke.

Wenn ich einem Fürsten zu rathen hätte, so würd' ich ihm nichts eifriger empfehlen, als — s e i n V o l k i n g ü t e L a u n e zu setzen. Kurzsichtige Leute sehen nicht, wie viel auf diesen einzigen Umstand ankommt.

Ein fröhliches Volk thut alles, was es zu thun hat, muntre und mit besserem Willen als — ein dummes oder schwermüthiges; und (unter uns gesagt, ihr Hirten der Völker!) es leidet zwanzigmahl mehr als ein andres; Eure Majestäten dürfen es kühnlich auf die Probe ankommen lassen.

Wenn die Athener bey guter Laune sind, so vergessen sie über einer Komö-

die, einer neuen Tänzerin, einem neuen fröhlichen Liedchen, den Verdruss über eine verlorne Schlacht, oder die schlimme Verwaltung ihrer öffentlichen Einkünfte. Alcibiades machte mit ihnen was er wollte, weil er das Geheimniß besaß, ihnen alle Augenblicke wieder einen Spass zu machen, über dem sie das Böse vergaßen, das er ihnen zufügte. Drück uns immerhin ein wenig, — wir würden es an euerm Platze eben so machen; — aber empört unsre Geduld nicht, indem ihr uns verbietet einen Theil unsrer Plagen wegzuscherzen. Das hiesse, ohne den mindesten Vortheil auf euerer Seite, unsere Last verdoppeln, — und das wäre, um ihm den gelindesten Nahmen zu geben, sehr unfreundlich.

Ein fröhliches Volk, ein Volk das für Witz und lachenden Scherz empfindlich ist, läßt sich viel leichter regieren als ein schwerfälliges, und ist unendliche Mahl weniger zu Unruhen, Widersetzlichkeit und Staatsveränderungen geneigt. Religions-Schwärmerey und politische Schwärmerey, diese Ungeheuer, welche die schrecklichsten Katastrofen zu verursachen

fähig sind, finden bey einem fröhlichen Volke keinen Zugang offen, oder verlieren bey ihm alle ihre Macht zu schaden. Steigt in irgend einem trüben Kopfe eine menschenfeindliche Grille auf, so scherzt und spottet man sie weg, und sie wird vergessen. Eben diese Grille würde unter einem milzsüchtigen Volke, bey einem mälsigen Zusammenflusse befördernder Umstände, die Gemüther in allgemeine Gährung gebracht, Unruhen und Spaltungen erweckt, die Verfassung des Staats in Gefahr gesetzt, und wenigstens ein halbes Dutzend der besten Köpfe gekostet haben!

„Es ist ein schlimmes Zeichen, sagte der alte Demokritus, wenn die Tugend unter einem Volke ein gravitatisches und aufgedunsenes Ansehen gewinnt. Irgend ein feindseliger Dämon schwebt mit unglückbeladenen Flügeln über ihm. Ich bin kein Tiresias, setzte er hinzu; aber ich weissage einem solchen Volke mit der zuversichtlichsten Überzeugung, daß mich die Zukunft keiner Lügen strafen wird: Dumm und barbarisch wirst du werden, armes Volk! Trebern und Distelköpfe wirst du fressen; und Dinge leiden müssen, vor denen Natur und Vernunft sich

entsetzen; — und wenn du siehest, daß die Betrüger, von deren gleißnerischer Miene du dich hast hintergehen lassen, ihre Tage in Müßiggang und Wollüsten verzehren, das Mark deines Landes aussaugen, und deine Weiber und Töchter beschlafen, — wirst du die Augen zumachen und schweigen — oder mit offenen Augen zusehen, und doch schweigen, und dich bereden lassen müssen, du habest nichts gesehen”!

Glaubt mir, guten Leute! — doch was bekümmert mich das? — glaubt es eurer Empfindung — (wenn ihr euch diese abschwatzen laßt, so kann ich nichts dazu) — „Die Tugend, sie, die selbst die Mutter der besten Freuden ist, verträgt sich mit jeder schuldlosen Freude”.

„Und welche Freuden sind schuldlos”?

Fragst du mich das, *Diofant*? — Hast du keine Sinne, keinen Witz, kein Herz, kein sympathisches Gefühl? Bist du keiner uneigennützigen Neigung fähig? Kannst du nichts außer dir lieben? — So will ich dir wenigstens sagen, welche Freuden nicht unschuldig sind. — Warum erröthest du? Fürchtest du, ich werde dich an das Ruhebett der tugendhaften *Lysistrata* er-



innern? Besorge nichts! Möchten diese unter deinen geheimen Freuden die verdammlichsten seyn!—Die Schadenfreude, Diofant, die Freude, einen Unglücklichen, den du verfolgst, sich zu deinen Füßen krümmen zu sehen; die Freude, ein aufkeimendes Verdienst, das dich eifersüchtig macht, erstickt, eine Tugend, die dich verdunkelt, angeschwärzt zu haben; die Freude, durch niedrige Kunstgriffe dich des Ohrs eines Großen bemächtigt, oder die Erbschaft einer alten Thörin vor dem hungrigen Munde dürftiger Verwandten listig weggeschnappt zu haben; die Freude Böses zu thun, damit, wie du uns be-
reden willst, Gutes daraus erfolge: ich schwöre dir bey allen Göttern und Göttinnen, Diofant, diese Freuden, wenn es gleich die deinigen wären, sind viel weniger unschuldig, als es die Freude der jungen Bacchanten war, welche diesen Morgen vom aufgehenden Tage bey Tanz und Saitenspiel und vollen Bechern und ermüdeten Mädchen überrascht wurden!

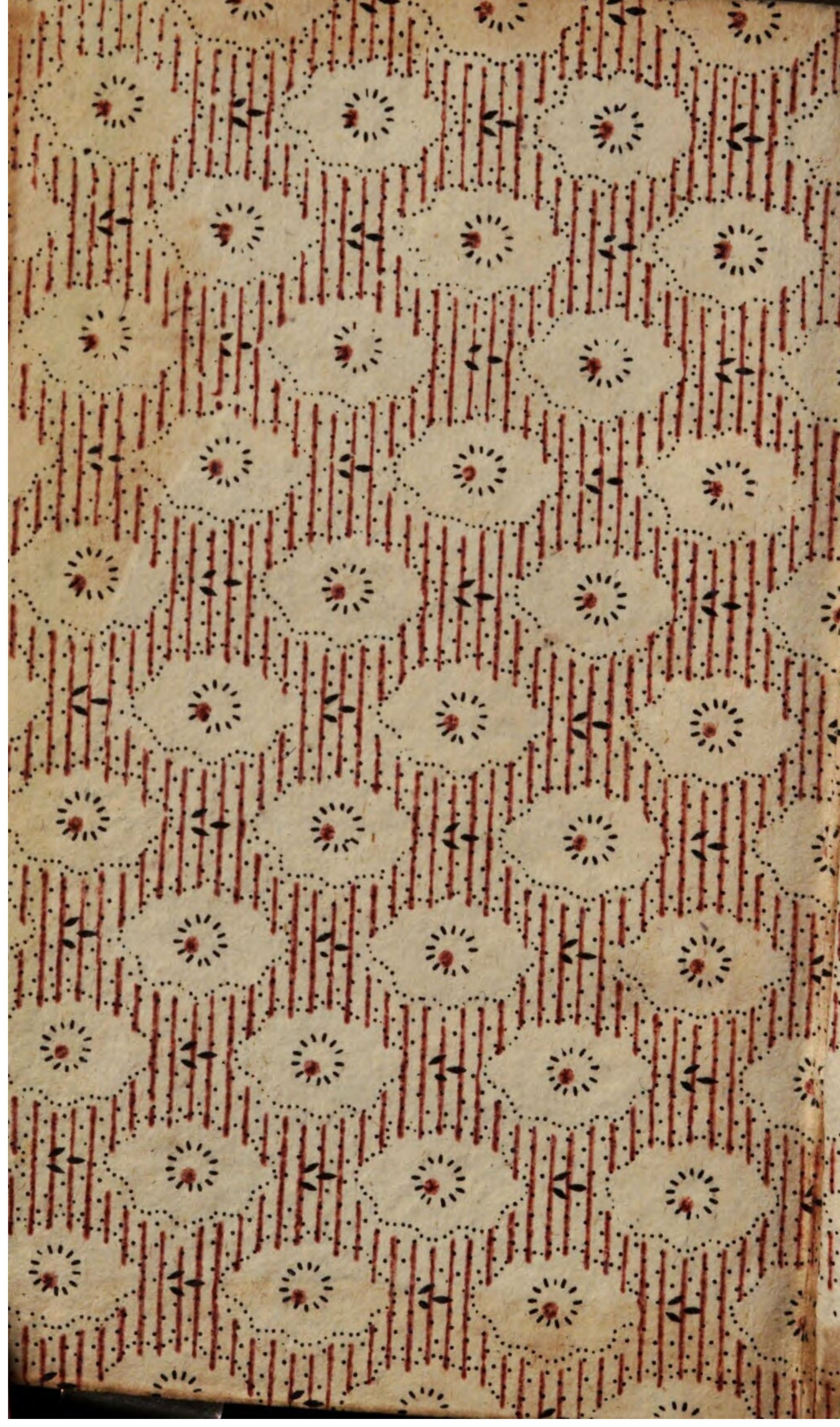
Ende des vier und zwanzigsten Bandes.



L.D.

Sammlung

71





Wieland, Christoph Martin,

Sämmtliche Werke

Bd.: 24.

Wien 1800

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 5886 -71

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11261634-6

VD18 15525481-001